



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die kirchliche Baukunst des Abendlandes

historisch und systematisch dargestellt

Dehio, Georg

Stuttgart, 1892

Drittes Kapitel. Die Basilika

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81352](#)

Drittes Kapitel.

Die Basilika.

LITTERATUR. — *Sarnelli*: Antica Basilicografia. Napoli 1686. 4^o. — *Ciampini*: Vetera Monimenta. Roma 1690. 2^o. — *Derselbe*: De aedificiis a Constantino Magno constructis. Roma 1693. 2^o. — *Bunsen, Guttentohn und Knapp*: Die Basiliken des christlichen Roms. Stuttgart u. München 1822 u. 1843. 4^o u. 2^o. — *L. Canina*: Ricerche sull' architettura più propria dei tempj cristiani. Roma 1846. 2^o. — *Kreuser*: Der christliche Kirchenbau. Bonn 1851. 8^o. — *v. Quast*: Ueber Form, Einrichtung und Ausstattung der ältesten christlichen Kirchen. Berlin 1853. 4^o. — *Hübsch*: Die altchristlichen Kirchen. Karlsruhe 1863. 2^o. — *Stockbauer*: Der christliche Kirchenbau in den ersten sechs Jahrhunderten. Regensburg 1874. 8^o. — *Augusti*: Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie, Bd. XI, 1831. — *F. X. Kraus*: Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer I. Freiburg i. B. 1882. Lex.-8^o. — *Mothes*: Die Baukunst des Mittelalters in Italien. Bd. I. 1884. 8^o. — *Rohault de Fleury*: La messe et ses monuments. Paris 1882—83. 4^o.

Zestermann: Die antiken und die christlichen Basiliken. Leipzig 1847. 4^o. — *Urlachs*: Die Apsis der alten Basiliken. Greifswald 1847. 8^o. — *J. A. Messmer*: Ueber den Ursprung, die Entwicklung und Bedeutung der Basilika in der christlichen Baukunst. Leipzig 1854. 4^o. — *Weingärtner*: Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes. Leipzig 1858. 8^o. — *J. A. Messmer*: Ueber den Ursprung der christlichen Basilika (v. Quast u. Otte, Zeitschr. f. christl. Archäologie II, 1859). — *Mothes*: Die Basilikenform bei den Christen der ersten Jahrhunderte. Leipzig 1865. 8^o. — *J. P. Richter*: Der Ursprung der abendländischen Kirchengebäude. Wien 1878. 8^o. — *Dehio*: Die Genesis der christlichen Basilika (Sitzungsberichte der hist. Klasse d. k. b. Akademie der Wissenschaften, München 1882, Bd. II). — *V. Schultze*: Der Ursprung des christlichen Kirchengebäudes (Christliches Kunstblatt 1882). — *Reber*: Ueber die Urform der römischen Basilika (Mitteilungen der k. k. Centr.-Comm. 1869). — *Holtzinger*: Die römische Privatbasilika (Repertorium f. Kunsthissenschaft Bd. V, 1882). — Eine Untersuchung von *Konrad Lange* über denselben Gegenstand wird demnächst erscheinen.

Wichtigere Monographien: *Ueber St. Peter im Vatikan*: Fontana 1694. Cancellieri 1786. Valentini 1845—55. Letarouilly 1878—82. — *Ueber den Lateran*: Valentini 1832—1834. Rohault de Fleury 1877. — *Ueber Sta. Maria Maggiore*: de Angelis 1621. — *Ueber S. Clemente*: de Rossi wiederholt im Bulletino Cristiano. Mulooly 1873. Roller 1873. — *Ueber Sta. Pudenziana*: de Rossi, Bull. 1864, 1867—69. — *Ueber Sta. Petronilla*: de Rossi, Bull. 1874, 1875. — *Ueber Sta. Simforosa*: Steevenson in Studj in Italia

1878. — *Ueber die Bas. Severiana in Neapel*: de Rossi, Bull. 1880. — *Ueber die Basiliken in Porto*: de Rossi u. Lanciani, Bull. 1866. — *Ueber S. Agostino in Spoleto*: de Rossi, Bull. 1871. — *Ueber die altchristlichen Bauten Ravennas*: v. Quast 1842. Rahn 1869. Lanciani im Bull. Crist. 1866. C. Ricci 1878. — *Ueber den Dom von Parenzo*: Lohde in Erbkams Ztsch. f. Bauwesen 1859. — *Ueber Tours*: Quicherat 1869.

1. Genesis.

Für die Untersuchung des Ursprungs der in der christlich-antiken Basilika typisierten Bauform kann es nur einen rationellen Ausgangspunkt geben: die Thatsache, dass während des ersten Jahrhunderts der Kirche, in etwas bedingterem Sinne auch noch während des zweiten, die Stätte der christlichen Gottesdienste das Privathaus war. (Vgl. oben Kap. I.) In Anpassung an die gegebenen räumlichen Dispositionen des griechisch-römischen Wohnhauses hat der gottesdienstliche Ritus die ersten massgebenden Stadien seiner Entwicklung durchgemacht: so muss man erwarten, dass auch die traditionelle Normalform des gottesdienstlichen Gebäudes, d. i. die Basilika, auf die gleiche Quelle zurückgehen werde. Wir schicken der Prüfung dieser Präsumption eine Schildderung des antiken Wohnhauses voraus.

Es ist wichtig, vorweg festzustellen, dass der Synkretismus der Nationalkulturen, der die Kaiserzeit charakterisiert und für die Ausbreitung des Christentums so fördersam war, auch auf die Wohnsitzen sich erstreckte, dass ein erheblicher Unterschied zwischen griechischer und italischer Hausanlage jetzt nicht mehr existierte. Gleichwohl handelt es sich um eine so gesetzmässig fortschreitende Entwicklung, dass wir noch einen Schritt zurückgehen und die nationalen Formen zuerst in ihrer gesonderten Art uns vergegenwärtigen müssen.

Das griechische Haus zerfällt in eine Männer- und eine Frauenwohnung. Wenigstens von der letzteren gewährt Vitruvs Beschreibung eine für unseren Zweck genügende Darstellung (danach der Rekonstruktionsversuch Taf. 15, Fig. 1). Der Mittelpunkt ist das Peristyl, ein im Inneren von drei Seiten mit Säulenhallen umgebener Hof; an der vierten, dem Eingang gegenüber, ein gedeckter, gegen die Säulen halle in voller Breite offener Ausbau, die Prostas; um dieses Zentrum die übrigen Gemächer ohne feste Regel gruppiert. Von den reicheren Kominationen des vornehmen Hauses erhalten wir leider keine Nachricht.

Im Gegensatz zu der lockeren Kompositionsweise des griechischen Hauses bildet das italische¹⁾ eine feste nach bestimmtem Plan ge-

¹⁾ Für das Folgende stützen wir uns insbesondere auf die »Pompejanischen Studien« von Heinrich Nissen (1877).

gliederte Einheit und besitzt als solche ein das Ganze überspannendes einziges Dach. In dieser dem Bauernhause noch nahestehenden Gestalt heisst es *atrium testudinatum*. Seine Entwicklungsgeschichte dreht sich um die Frage der Lichtführung, worin es — man erlaube diese Anticipation — in gerader Folge in die Entwicklungsgeschichte des christlichen Kirchengebäudes übergeht. Der dem Ganzen den Namen gebende Mittel- und Hauptraum ist das Atrium mit dem (der griechischen Prostas entsprechenden) Tablinum. In ältester Zeit, als auch das städtische Haus noch isoliert stand, war das Atrium in seinen vorderen Teilen allein durch die weite Thüröffnung erhellt; um aber auch der Tiefe, wo der Herd stand und die häuslichen Arbeiten der Frauen ihren Platz hatten, das nötige Licht zuzuführen, wurde die Reihe der Seitengemächer in ihrem letzten Drittel nicht bis zur Rückwand durchgeführt, sondern durch eine in die Queraxe gelegte bis an die seitliche Umfassungsmauer reichende und somit zur Anlage von Fenstern Gelegenheit gebende Erweiterung, die *alae*, durchbrochen. — Die nächstfolgende Entwicklungsphase ist bedingt durch die Einführung geschlossener Häuserinseln mit gemeinschaftlichen Zwischenwänden und drängt zu einem neuen Beleuchtungsverfahren, der Durchbrechung des Daches durch ein Oberlicht. Der Grundplan des Hauses stellt nunmehr ein längliches Viereck dar, das aber stets seine schmale Seite — eine Nachwirkung des alten Giebelhauses — der Strasse zuwendet und, wenn irgend möglich, auch für den Eingang, trotz der die Fronte einnehmenden Werkstätten und Kaufläden, die Mittelaxe festhält. In der auf dieser Stufe üblichen Konstruktionsform wird das Atrium als *tuscanicum* oder *cavum aedium* bezeichnet. Wie ehedem, so wird auch jetzt das Dach desselben von zwei quergelegten Hauptbalken getragen, aber es ist kein Giebeldach mehr, sondern neigt sich von allen vier Seiten einwärts gegen die in der Mitte angebrachte Licht-, Luft- und Regenöffnung, das *compluvium*. Man erkennt, dass wegen dieser Konstruktion und der nach wie vor aufrecht erhaltenen Einheit mit den Alae und dem Tablinum das italische Atrium seine Dimensionen nicht beliebig zunehmen lassen kann, wie das griechische Peristyl, sondern an sehr bestimmte Grenzen gebunden bleibt. Die von den steigenden Ansprüchen an Würde und Behagen verlangte Raumvermehrung kann also nur durch Anhängung neuer Bauteile erreicht werden: etwa eines zweiten Atriums neben dem alten, oder — und das ist das Erwünschteste — eines hinteren luftigen Säulenhofes nach griechischem Muster, mit einem Blumen- und Rasenplatz in der Mitte und Gesellschafts- und Speisezimmern (*triclinia*) an den Seiten. Das ist in dem I. Jahrhundert der Kaiserzeit die Hausanlage der Reichen. Die Menge der Kleinbürger begnügt sich fort und fort mit dem einfachen Atrium,

und es ist schon ein Zeichen von behaglicher Glückslage, wenn dieses unverkürzt bleiben darf. Bei jenen ist das Atrium nur mehr der Ort für den Verkehr mit der Oeffentlichkeit, bei diesen bleibt es Mittelpunkt der Familiengeselligkeit. Als Beispiel für die eine und für die andere Art vergleiche man die beigegebenen Grundrisse zweier normal entwickelter Häuser in Pompeji, der *casa di Sallustio* und der *casa di Pansa* (Taf. 15, Fig. 2, 9). — In der Grossstadt Rom konnte die geschilderte Bauart nur in den wohlhabenden Klassen aufrecht erhalten bleiben, während die unbemittelte Masse in vielstöckigen Mietkasernen sich zusammendrängte; doch haben sich unter den Fragmenten des römischen Stadtplanes auch von jener ein paar Beispiele erhalten, dem pompejanischen Atrientypus wesentlich entsprechend (Fig. 5a = Jordan, tab. 23. fr. 173, cf. ibid. tab. 36. fr. 174b). — Noch ist auf einige regelmässig wiederkehrende Züge aufmerksam zu machen. Zuvörderst erscheint als des Atriums notwendiger Begleiter das Tablinum; ursprünglich mit geschlossener Rückwand, nach vorn aber nur durch Vorhänge absperbar. Vor alters der Standort des in Kultus und Sitte geheiligen ehelichen Lagers verblieb das Tablinum bis in späteste Zeit der Ehrenplatz des Hauses, Schatzkammer, Archiv und Schauplatz feierlicher Familienakte. Mit bemerkenswerter Beharrlichkeit werden ferner auch die Alae zu beiden Seiten des Eingangs ins Tablinum festgehalten, nachdem ihre ursprüngliche Funktion (die seitliche Lichtzuführung) durch die Veränderung der Gesamtanlage längst in Wegfall gekommen ist. Ihre Wände zieren in den Häusern der Nobilität die wächsernen Gesichtsmasken der Ahnen, in den Häusern neuer Familien als Ersatz dafür bronzen oder silberne Medaillonporträts (*clipeatae imagines*) von Kaisern oder sonst berühmten Personen. Endlich findet sich auf typisch feststehendem Platze, zwischen Tablinum und Impluvium, ein nach Möglichkeit reich ornamentierter Marmortisch — der aus Gewöhnung und religiöser Pietät konservierte Stellvertreter des alten Herdes.

Seit den letzten Zeiten der Republik tritt mit der tuskanischen Atriumform das Säulenatrium in Konkurrenz, entweder in tetrastyler oder in korinthischer Anlage, wie Vitruv sie nennt. Das tetrastyle unterscheidet sich vom tuskanischen weiter nicht, als durch die Einschiebung von 4 Stützen an den 4 Ecken des Impluviums. (Ueber seine Weiterentwicklung in der Monumentalarchitektur vgl. oben Kap. II, S. 46.) Das korinthische acceptirt einen mehrsäuligen Portikus und bringt damit die schweren durchlaufenden Deckbalken in Wegfall, während die an Umfang zunehmende Area nicht mehr durchaus vom Wasserbecken eingenommen wird, sondern einen Rasenplatz mit umlaufenden Abzugskanälen erhält. Die letztere Anlage ist, wie man sieht,

eine Verquickung des nationalen Atriums mit dem modischen den Griechen abgelernten Peristyl, ebenso dienlich, die erstere Bauform stattlicher auszubilden, wie die letztere bei beschränkten Raumverhältnissen zu ersetzen. Wir geben als Beispiel das Haus des M. Epidius Rufus zu Pompeji, Taf. 15, Fig. 8, (bei welchem die abnormale Stellung der Alae den stattgehabten Erweiterungsumbau zu erkennen giebt) und ein Fragment des römischen Stadtplanes, Taf. 15, Fig. 5b = Jordan tab. 16. fr. 109c. Schon an den Häusern von Pompeji kann man die rasch fortschreitende Umwälzung beobachten, welche die Einbürgerung der Säule im italischen Hausbau hervorrief. Denn nicht nur, dass dieselbe um ihrer schönen Erscheinung willen reichlichste Verwendung fand, sie gab auch die Möglichkeit, ohne Verzicht auf den altgewohnten Grundplan, zu gesteigerten Dimensionen und neuen Methoden der Lichtführung fortzuschreiten. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass in der Kaiserzeit, mithin in der für unsere Untersuchung massgebenden Epoche, die ansehnlicheren Häuser ihr Atrium regelmässig als gesäultes gebildet haben. — Endlich ist in Erinnerung zu bringen, dass die gedeckten Nebenräume durchweg in kleinen oder kleinsten Dimensionen sich hielten, weshalb selbst in vornehmen Bürgerhäusern (ein solches war z. B. das sog. Haus des Pansa in Pompeji, Taf. 15, Fig. 9) ein zur Aufnahme grösserer Versammlungen geschickter Raum ausser dem Atrium oder dem Peristyl nicht zu finden war.

Nun noch ein Wort über die Häuser der Reichsten, die eigentlichen Paläste nach unserer Sprechweise. Im Gegensatz zu der Neigung der bürgerlichen Bauart, an Herkommen und Regel beharrlich sich anzuschliessen, besteht in der Palastarchitektur Uebereinstimmung nur in den allgemeinsten Tendenzen und — selbstverständlich — in den baulichen Grundelementen; in Bezug aber auf die Kombination derselben im einzelnen Falle ist Verschmähung alles Schematischen, freiestes Walten von Phantasie und Laune das eigentlich Bezeichnende, und darum ist jeder Versuch zur Rekonstruktion eines römischen Normalpalastes Verkennung des Grundcharakters dieser Gattung. Als Fundamentalzeugnis betrachtet man gewöhnlich Vitruv VI, 8: *nobilibus vero qui honores magistratusque gerundo praestare debent officia civibus, facienda sunt vestibula regalia alta, atria et peristyia amplissima, silvae ambulationesque laxiores ad decorum majestatis perfectae, praeterea bibliothecae pinacothecae basilicae non dissimili modo quam publicorum operum magnificentia comparatae, quod in domibus eorum saepius et publica consilia et privata judicia arbitriaque conficiuntur.*

Die bisherigen Versuche zur geschichtlichen Ableitung der christlichen Kirchenbasilika aus vorgefundenen Formen der römischen Architektur haben zunächst an den Namen angeknüpft. Leon Battista

Alberti, der grosse Florentiner Architekt und Humanist des 15. Jahrhunderts, war der erste, der die den Zwecken des öffentlichen Verkehrs und der Rechtsprechung gewidmete, meist mit dem Forum in Verbindung stehende römische Basilika als Urbild der christlichen bezeichnete, und diese Theorie hat allgemeine Anerkennung genossen bis in unsere Zeit. Durchschlagende Widerlegung widerfuhr ihr zuerst im Jahre 1847 durch Zestermann: die Ableitung der christlichen Basilika aus der heidnisch-profanen sei geschichtlich unhaltbar; auch formal beständen zwischen beiden Gattungen wesentliche Differenzen; die Kirchenbasilika könne nur als selbständiges, und zwar in der konstantinischen Zeit geschaffenes Produkt des christlichen Kultus und Geistes erklärt werden. Eine grosse Zahl von Archäologen und Architekten — darunter der Herausgeber des umfassendsten über die altchristliche Architektur bis jetzt erschienenen Werkes, H. Hübsch — eigneten diese Doktrin sich an; andere, an ihrer Spitze Weingärtner und Messmer, widersprachen und gaben eine neue Erklärung, welche den Kern der gegenwärtig in Deutschland herrschenden Lehre bildet. Die grundlegende Prämisse bildet der unwiderleglich richtige Satz, dass die Anfänge des christlichen Kirchenbaues in der antiken Privatarchitektur wurzeln. Allein man beging den Fehler, nicht das antike Wohnhaus generell, sondern allein das vornehme Haus, den Palast, in Betracht zu ziehen. Gleich den Vertretern der alten Theorie beherrscht von der Meinung, dass der untrüglichste Leitfaden durch die Benennung gegeben werde, machte man zum Fundamente der Untersuchung das Wort *basilica* in der oben reproduzierten Stelle bei Vitruv. Man betrachtete dadurch als erwiesen, das vornehme römische Haus habe unter seinen Bestandteilen regelmässig einen Saal von specifischer Gestalt und specifischer Benennung besessen, eben die »Basilika«; weiter sei bekannt, dass zu der christlichen Gemeinde viele Angehörige vornehmer Familien gehörten: folglich habe die Kirchenbasilika ihren Ursprung in der römischen Palastbasilika.

Auch gegen diese Theorie, so grossen Beifall sie sich mehr und mehr erworben hat, erwachsen entscheidende Bedenken. Da wir dieselben schon einmal ausführlich zur Sprache gebracht haben (Sitzungsberichte der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, historische Klasse, 1882 Bd. II, Heft 3), bemerken wir in Kürze folgendes. — Es ist unstatthaft, die Worte Vitruvs als normativ für die römische Palastanlage *in genere* zu betrachten. Das Wort Basilika bezeichnet im römischen Sprachgebrauch nicht eine bestimmt umschriebene architektonische Form, sondern zunächst den Zweck einer gewissen Bauart, dann allgemein etwa so viel wie unser »Halle« (vgl. auch unten Abschn. 2), so dass aus der Bezeichnung eines Gebäudes oder Bau-

teiles als »Basilika« allein schon Schlüsse auf dessen bauliche Gestalt zu ziehen niemals zulässig ist. Endlich finden sich unter den, alles zusammengerechnet, an Zahl und Bedeutung gewiss nicht unbeträchtlichen Ueberresten römischer Palastbauten nirgends erkennbare Spuren zugehöriger Basiliken — wir meinen immer Privatbasiliken in der vorausgesetzten kirchenähnlichen Gestalt —, geschweige denn, dass solche als ständiges Attribut nachzuweisen wären. Die grosse Palastarchitektur der Kaiserzeit ist vorwaltend Gewölbearchitektur und bevorzugt infolgedessen für die einzelnen gedeckten Räume quadratische oder doch nur mässig verlängerte und zentrisch kombinierte Grundpläne (z. B. Taf. 15, Fig. 4); mithin bleiben die am häufigsten angewandten und am meisten charakteristischen Formen der Palastsäle für die Ableitung des christlichen Kirchengebäudes von vornherein ausser Betracht. Unter den Sälen von entschieden oblonger Gestalt ist die geläufigste Anlage die einschiffige, also wiederum eine nicht basilikale; bald mit flacher Balkendecke (z. B. Taf. 15, Fig. 6), bald nach der Tonne überwölbt. Werden Säulen hinzugezogen, so geschieht es in der Regel mehr um der Dekoration als um der Raumteilung willen. Als monumentales Hauptzeugnis für die »Privatbasilika« wird der auf Taf. 15, Fig. 3 dargestellte Raum des flavischen Palastes auf dem Palatin vorgeführt. Wir unserreits halten jedoch im höchsten Grade für unwahrscheinlich, dass er im Aufbau analog der christlichen Basilika gestaltet gewesen, meinen vielmehr starke Indizien für Ueberwölbung (vermutlich als Halbtonne mit Lichtöffnung im Scheitel) wahrzunehmen, wobei dann auch die Seitenräume nicht als eigentliche Schiffe, sondern nur als Wandnischen zu betrachten wären, das Ganze übereinstimmend mit dem *oecus corinthius* bei Vitruv VI, 5. Bei alledem finden wir ganz glaublich, dass jezuweilen (so vielleicht in einem Raum der hadrianischen Villa, von dem der Grundplan, Taf. 15, Fig. 6, erhalten) auch in Palastsälen laternenartige Ueberhöhung des Mittelraumes, also ein basilikales Motiv, zur Anwendung gekommen ist. Die Thatsache bleibt darum ungeshmäler bestehen, dass die weitaus gebräuchlichsten Saalformen solche sind, die von dem basilikalen Prinzip sich gründlich unterscheiden.

Offenbar ist für die Frage nach dem Ursprung der christlichen Basilika aus der etwaigen Entdeckung vereinzelt hie und da auftauchender Analogien überhaupt nichts zu gewinnen. Bereits im konstantinischen Zeitalter tritt sie uns als fertige, man dürfte fast sagen erstarrte, Bildung entgegen; es wird nicht mehr gesucht und gewählt; es scheint sich längst von selbst zu verstehen, welche Formen anzuwenden, welche auszuschliessen sind; kurz, alles weist auf eine Vorgeschichte hin, in der die bestimmenden Einflüsse in immer gleicher Gestalt wieder-

gekehrt sind. Darum vermöchten wir nur eine solche Bauform, in welcher, sei es fertig sei es im Keime, die ihre Wesenheit ausmachenden Züge bereits vorgebildet sind, als ihre wahre Mutterform anzuerkennen. Solche essentielle Merkmale sind aber: der oblonge, durch Freistützen in ein Hauptschiff mit begleitenden Nebenschiffen geteilte Grundriss, und der das Hauptschiff zum Zwecke seitlicher Oberlichter überhöhende Querschnitt. — Unmöglich könnte gesagt werden, dass die Saalarchitektur der römischen Paläste diesen Forderungen Genüge thäte; vielmehr, wäre die christliche Basilika in Wahrheit eine Tochter jener gewesen, sie hätte wesentlich andere Gestalt annehmen müssen, als in der wir sie erblicken.

Nun nützt aber der herrschenden Lehre ihre These von der Privatbasilika noch gar nichts ohne Hinzutritt einer zweiten Voraussetzung: der, dass im Durchschnitt einer jeden Gemeinde ebensoviel Paläste (und zwar immer solche mit Basilika) zur Verfügung standen, als sie kirchliche Versammlungslokale nötig hatte. Sie kann indes ebensowenig gutgeheissen werden, wie die erste. Während der für unsere Frage entscheidenden zwei ersten Jahrhunderte hatte das Christentum seine Angehörigen ganz überwiegend in den mittleren und niederen Regionen der Gesellschaft. An dieser Durchschnittsphysiognomie ändert der Beitreitt einzelner vornehmer Personen, namentlich Frauen, wenig oder nichts. Es sind ihrer im Verhältnis zur Gesamtheit doch nur wenige, ihrer Hilfsbereitschaft setzen Rücksichten auf ihre Familie und auf den Staat sehr bestimmte Grenzen, und man kann als gewiss ansehen, dass eigentliche Paläste während der in Rede stehenden Frühperiode nur ausnahmsweise dem christlichen Kultus sich öffnen durften. Uebertritte ganzer Familien der römischen Aristokratie rechnet die Kirche erst von Kaiser Kommodus ab, also von einer Zeit, wo die Ecclesia feste Verfassung und Gottesdienstordnung, selbständiges Vermögen, besoldete Beamte und (wie Minucius Felix und Tertullian bezeugen) auch ständige Versammlungshäuser bereits besass. Wenn selbst zwei Menschenalter nach Konstantin das Christentum in den vornehmen Familien Roms noch nicht über die Majorität gebot, wie wäre auch nur zu denken, dass die schon im 3. Jahrhundert in Rom vorhandenen mehr wie vierzig Ecclesialbasiliken (vgl. S. 12) ebensoviel vornehmen Palästen angehört hätten? Und nun gar die mittleren und kleineren Provinzialgemeinden! Nein, es können in der grossen Masse nur Bürgerhäuser gewesen sein, in denen die Christen sich versammelten, und in den Bauverhältnissen dieser haben wir die Entscheidung zu suchen. Das ist es, worauf die Abwägung der verschiedenen Möglichkeiten immer zurückführt und worin zugleich für die weitere Untersuchung eine Grundlage von der oben postulierten Beschaffenheit gewonnen ist, d. i. eine

Summe wesentlich gleichartiger Einzelprämissen, dargestellt durch eine bestimmt typisierte, an eine feste Tradition und Sitte gebundene Baugattung.

Im antiken bürgerlichen Hause, nicht ausgenommen das reiche und stattliche, gab es regelmässig nur einen einzigen geschlossenen Raum von ausreichendem Umfange für eine gottesdienstliche Versammlung: das ist das Atrium, beziehungsweise — in Ländern griechischer Sitte — das Peristyl. Vergleichen wir den Grundriss des Atriums, zumal des in der Kaiserzeit am meisten gebräuchlichen Säulenatriums, mit jenem der Kirchenbasilika, so fällt, trotz der hier gewaltig angewachsenen Dimensionen, in der That die Uebereinstimmung der Raumgestaltung ohne weiteres ins Auge, und wir erkennen zugleich, wie die äussere Anordnung des Gottesdienstes in der antiken häuslichen Sitte ihre Wurzel hat. Wir bringen in Erinnerung, dass die älteste Organisation der christlichen Gemeinde Familiengruppierung war, Anlehnung an das umfassende Rechts- und Pietätsverhältnis, das in der antiken Welt den Fremdling, der kein Bürgerrecht am Orte besass, oder den Gastfreund oder den Freigelassenen mit seinem Schutzherrn verband. Der traditionelle Ort aber für den Verkehr des Patrons mit den Klienten wie für die förmlichen und feierlichen Vorgänge des häuslichen Lebens überhaupt war das Atrium. Von den Teilen des Atriums bedeutet das Tablinum den Ehrenplatz des Hausherrn — im Sinne der Gemeinde des *διάκονος*, wie die paulinischen Briefe ihn nennen: — es deckt sich, architektonisch wie zwecklich, mit dem Priesterchor der entwickelten Kirchenbasilika; auch übersehe man nicht, dass es nicht, wie die Apsis der Forumsbasilika, ein willkürlicher und entbehrlicher Zusatz, sondern zum Begriff des Atriums gehörender unveräußerlicher Bestandteil ist. Sodann in dem Querraum vor dem Tablinum haben wir uns die Diakone (im Sinn der nachapostolischen Zeit) und die Diaconissen und Witwen zu denken, von denen es heisst, dass sie in der Versammlung an einem besonderen Platz sassen, unverschleiert, um ihr Amt der Rüge zu üben. Es ist derselbe Raum, der später als Liminare oder Solea, auch wohl in ein Senatorium und Matronaeum geteilt erscheint, in dem die Sitze der vornehmen Magistratspersonen, der Clerici minores, der geweihten Jungfrauen, sich befanden und wo den Laien die Kommunion erteilt wurde. Gerade an dieser Stelle nun, zwischen Tablinum und Impluvium, befand sich im antiken Hause (oben S. 65) regelmässig ein steinerner Tisch. Um ihn, als den Nachfahren des geheiligten Hausherdes, schwiebte noch immer eine Erinnerung

religiöser Weihe, und es ist uns nicht zweifelhaft, dass wiederum sein Abkömmling der christliche Altar wurde. Dass die ältesten, sei es real, sei es im Bilde, uns überlieferten christlichen Altäre in ihrer Form den pompejanischen Atrientischen so ganz gleichen, ist längst aufgefallen; noch bedeutsamer scheint uns die Uebereinstimmung des traditionell fixierten Standortes. (Nebenher möge auch noch eine Kleinigkeit Beachtung finden: die Medaillons mit Papst- und Bischofsporträten als Wanddekoration der Kirchen, bei deren Anblick es nicht unerlaubt sein wird, an die *clipeatae imagines* des römischen Atriums sich erinnert zu fühlen.) Dem dreigeteilten Säulencavaedium entspricht das Langhaus der christlichen Basilika, den Alae entspricht deren Querschiff. In diesen Analogien würden wir, wenn sie einzeln für sich ständen, wenig Beweiskraft finden; aber in dem vorstehenden festen Zusammenhänge scheinen sie uns vollkommen durchschlagend: eine ähnliche Parallelkombination — wie in dem Cavaedium, den Alae, dem Tablinum einer-, dem Langhaus, dem Querschiff, der Apsis andererseits — ist sonst im ganzen Bereiche der antiken Architektur nicht mehr bekannt.

Das Querschiff ist derjenige Teil des Kirchengebäudes, der den Erklärern bisher die meiste Beschwerde gemacht hat. Entweder verzichten sie überhaupt auf eine baugeschichtliche Ableitung, oder sie helfen sich mit Hypothesen, denen die Ratlosigkeit an die Stirne geschrieben ist. Um nur die neuesten zu nennen: J. P. Richter erklärt das Querschiff für ein ins Riesengrosse übertragenes Arkosolium; F. X. Kraus findet es in den Seitenapsiden der Cōmeterialzellen vorggebildet; H. Holtzinger lässt es gelegentlich des konstantinischen Umbaues der sessorianischen Basilika erfunden sein. Ein richtiges Gefühl liegt diesen Versuchen indes zu Grunde: einmal die Abkehr von der früher beliebten symbolischen Beziehung auf das Kreuz Christi; sodann die Anerkennung, dass es durch kein konstantes Bedürfnis des Kultus gefordert, auch nicht aus der konstruktiven oder formalen Grundidee der Basilika als solcher heraus entwickelt sei, sondern nur als von einem fremden Urbild übernommene atavistische Form betrachtet werden könne. Welche historische Bauf orm hier allein in Frage zu ziehen sei, kann für uns nicht mehr zweifelhaft sein. Die Zurückführung des Basilikenquerschiffes auf die Alae des italischen Atrienschemas löst das Rätsel in denkbar einfachster Weise: es bedarf keiner hypothetischen Zwischenglieder — das Querschiff ist da; ist fertig da als Wiegengabe einer uralten italischen Bauüberlieferung an das werdende christliche Gotteshaus. — Auch kann eine Gegenprobe angestellt werden. Sie liegt in der

Beobachtung, dass das Querschiff ausschliesslich in Rom und den von Rom beeinflussten Landschaften des Occidents, und auch hier relativ selten, sich vorfindet, hingegen der morgenländischen Welt, mit Einschluss Ravennas, fremd bleibt¹⁾). Der Grund dieser merkwürdigen Thatsache wird jetzt offenbar: es sind die Alae eben ein dem griechischen Peristylhause unbekanntes, ein spezifisch dem italischen Hause eigen-tümliches Motiv, dessen Geltung zwar im Laufe der Zeiten, am meisten durch das Eindringen des griechischen Säulenbaues, in der römischen Baupraxis geschmälert, aber nie ganz beseitigt worden ist, wie mehrere Fragmente des in den Anfang des 3. Jahrhunderts gehörenden Stadtplanes beurkunden (z. B. Fig. 4).

Die landläufige Rede, die Konfiguration des christlichen Kirchengebäudes sei bestimmt durch den Geist und das Bedürfnis des christlichen Kultus, ist also so wenig wahr, dass man sie vielmehr umkehren muss und sagen: der christliche Kultus ist nach seiner äusseren Einrichtung bestimmt durch die vorgefundene Konfiguration des antiken Hauses. Was die christliche Basilika vom griechischen Tempel so durchgreifend unterscheidet: dass sie lediglich als Innenarchitektur gedacht ist; — ferner der oblonge Grundplan mit der festen perspektiven Richtung auf das Sanctuarium, ja selbst alle einzelnen Züge des Grundplanes erweisen sich als ein Gegebenes: Querschiff und Chor im italischen Cavaedium, die dreischiffige Teilung des Langhauses im griechischen Peristyl und die Verschmelzung beider im spätromischen Säulenatrium. — So weit, in Bezug auf den Grundriss, erachten wir durch unsere Hypothese die geschichtliche Ableitung für vollständig und exakt gelungen; es ist aber ein zweites Moment da, welches derselben noch harrt: der Querschnitt.

Die Ausbildung des Querschnittes bezeichnet die zweite Phase in der Entstehungsgeschichte der christlichen Basilika. Eingeleitet wird dieselbe damit, dass das Haus eines Gemeindemitgliedes durch Schenkung oder sonstige Vereinbarung Eigentum der Ecclesia und als solches zum ständigen Lokal des Gottesdienstes eingerichtet wird. Nun können bauliche Abänderungen und Zuthaten, wofern sich ein Bedürfnis danach geltend macht, ihren Anfang nehmen. Will man, was auf diese Weise entsteht, Hausbasilika benennen, so wäre nichts dagegen einzuwenden; doch müsste schärfstens hervorgehoben bleiben, dass es etwas von der

¹⁾ Die Querschiffe der Demetriuskirche in Thessalonich und der Marienkirche in Bethlehem (Taf. 17, Fig. 7) gehören einem durchaus anderen Formgedanken an, wie die römischen.

Hausbasilika in dem bisher in der Litteratur angewandten Sinne nach Ursprung und Art wesentlich verschiedenes ist. Als die wichtigste Aufgabe der jetzt einsetzenden Fortbildung des Atriums erkennt man die vollständige Ueberdachung desselben. Die entwickelte Kirchenbasilika hat bekanntlich eine feste Formel dafür: sie überhöht das Mittelschiff. In der ausnahmslosen Geltung, in der dieses System schon im 4. Jahrhundert sich vorfindet, haben wir oben ein Anzeichen zu sehen geglaubt, dass auch es auf einer frühen Entwicklungsstufe sich stabilisiert haben müsse. Dies wird jetzt durch die Einsicht, dass die Kirchenbasilika vom Atrium ausgegangen ist, ganz klar. Weiter erinnern wir an den eingangs (S. 64) hervorgehobenen unlöslichen Zusammenhang, in dem die Bedachungs- mit der Beleuchtungsfrage und diese mit dem Gesamtgrundriss steht. Wollte man bei unverändertem Fortbestande des letzteren, d. h. bei der ringsum eingeschlossenen Situation des Atriums, das Kompluvialsystem aufgeben, so gab es, wie ohne weiteres einleuchtet, keine Alternative als die basilikale Ueberhöhung. So ist also auch dieses zweite Hauptmerkmal des christlichen Kirchengebäudes eine aus den geschichtlich gegebenen Verhältnissen des bürgerlichen Hauses mit Notwendigkeit abfolgende Konsequenz, ist das hoch über den Seitenräumen schwebende Dach des Hauptschiffes der Basilika ein Erinnerungszeichen an den Zustand, da dieses noch ein offener Hofraum war.

Ist es aber bloss ein logischer Zusammenhang? Hat diese Konsequenz wirklich nie früher sich eingestellt, als durch die Versammlungen der Christen? Es ist wahr, die überwiegende Mehrzahl der Atrien Pompejis liegt in der Mitte dem freien Himmel offen. Aber Pompeji ist nicht ohne weiteres und in allem massgebend für ganz Italien, die Landstadt nicht für die Grossstadt, das 1. Jahrhundert nicht für die folgenden. Zudem hat durch die Verdrängung der tuskanischen Atrienform und die damit verbundene Erweiterung des Compluviums die Blossstellung gegen Kälte und Regen noch immer zugenommen. Wie hat man in dem Durchschnittshause, in dem ausser dem Atrium nichts als winzige Zimmerchen vorhanden waren, an Wintertagen überhaupt nur existieren können? Ist es irgend glaublich, dass ein im Raffinement des leiblichen Behagens so erfindungsreiches Geschlecht, wie das der Kaiserzeit, in diesem einen Punkte über einen so primitiven Zustand nicht hinausgekommen sein sollte? Scheint hiernach die Folgerung unausweichlich, dass im kaiserlichen Rom die Schliessung der Atrien eine mindestens häufige Sache gewesen sei, so bedarf es für uns keines weiteren Nachweises, um sagen zu dürfen, dass in den

meisten Fällen die Ueberdachung des Compluviums nur in Verbindung mit Ueberhöhung desselben ausführbar sein konnte. Ausser dieser allgemeinen, aber wahrlich nicht leichtwiegenden, Gründen glauben wir zu gunsten unserer Vermutung auch noch Vitruv aufrufen zu sollen. Wir glauben, dass er in seine leider sehr wortkarge¹⁾ Beschreibung des *atrium displuviatum* (VI, 3) den von uns angenommenen Fall mit einbegriffen hat. *Displuviata autem sunt in quibus deliquiae arcam sustinent stillicidia reiciunt.* Ueber die Deutung dieses Satzes besteht gegenwärtig nur eine Meinung (Reber, Overbeck, Nissen u. s. w.): man denkt sich das *displuviatum* nur dadurch vom *tuscanicum* unterschieden, dass die Dachflächen nicht einwärts, sondern mit der Neigung nach aussen gestellt sind, wie Taf. 15, Fig. 16 veranschaulicht. Wir wollen nun keineswegs sagen, dass diese Erklärung falsch sei, allein wir halten sie für unvollständig. Sie berücksichtigt nicht, was Vitruv unmittelbar hinzusetzt: *haec hibernaculis maxime praestant utilitates, quod compluvia eorum erekton non obstant luminibus tricliniorum.* Bevor wir an die Erläuterung dieser Stelle gehen, müssen wir die Frage aufwerfen, welche Vorteile denn eigentlich das *displuviatum* (in der angenommenen Gestalt) gegenüber dem *tuscanicum* aufweisen kann? Es ist nur der einzige da, dass das Impluvium vom Traufwasser befreit wird; aber es wird darum doch nicht entbehrlich gemacht; Kälte, Wind, Feuchtigkeit werden von Binnenraum nicht besser abgehalten. Hingegen treten zwei schwere Uebelstände neu hinzu: der eine, den schon Vitruv hervorhebt, dass das Traufwasser durch Röhren abgeleitet werden muss, die in den Wänden stecken; der andere, von dem aber Vitruv nichts zu wissen scheint, dass der Dachstuhl der eindringenden Feuchtigkeit schutzlos preisgegeben ist. Dies führt auf einen Fehler der üblichen Interpretation nämlich dass sie das *displuviatum* lediglich mit dem *tuscanicum*, nicht aber auch mit dem *testudinatum* in Vergleich setzt; ferner dass, wie gesagt Vitruvs Zusatzbemerkung unbeachtet bleibt. In der letzteren wird von *displuviatum* ausgesagt: einmal, dass es für Winterwohnungen grosse Annehmlichkeit biete, dann dass es der Beleuchtung der Seitengemächer (welche eben auf Lichtzufuhr aus dem Atrium angewiesen sind) nicht im Wege stehe. Offenbar ist durch die erstere Eigenschaft ein Unterschied gegenüber dem *tuscanicum*, durch die zweite ein Unterschied gegenüber dem *testudinatum* angegeben. Nicht minder offenbar aber kann eine Dachkonstruktion, welche beides in einem gewährleistet — Wetterschutz und Lichtfülle — unter den gegebenen Verhältnissen nicht gedacht werden, als allein in Gestalt einer über dem Compluvium an-

¹⁾ Man vergesse nicht, dass Vitruvs Text von Abbildungen begleitet war, die verloren sind.

gebrachten Laterne. Als eine solche Laterne wäre also die von den *deliquiae*, d. i. den aufwärts gerichteten Dachsparren getragene *arca* Vitruvs aufzufassen, und es ist vielleicht nicht bedeutungslos, dass gerade die ältesten römischen Altartabernakel, die einen Tempel im kleinen vorstellen, eben dieses Motiv aufweisen, ja dass auch für sie der Name *arca* im Gebrauch ist, während der Name *αβώριον*, d. i. Becher, auf die in der morgenländischen Kirche vorherrschende Kuppelbedeckung hinweist. Weitere, wie mir scheint, nicht verächtliche Zeugnisse für die Bekanntschaft mit dieser Einrichtung geben die in Afrika gefundene Bronzelampe in Gestalt einer kleinen Basilika (Taf. 15, Fig. 13) und die architektonischen Hintergründe mancher altchristlichen Mosaiken, besonders reichlich in St. Georg zu Thessalonich (Texier et Pullan, Arch. byz. XXX—XXXIV, daraus unsere Fig. 14).

Der in Fig. 17 gegebene Restaurationsversuch nimmt den einfachsten Fall an, nämlich dass die Hauptbalken noch in derselben Weise angeordnet sind, wie im Tuscanicum. Im tetrastylen oder im korinthischen Atrium kann die Ausführung natürlich eine viel vollkommenere werden, ja es ist durch sie der Gedanke so nahe gelegt, dass es förmlich verwunderlich wäre, ihn nicht aufgenommen zu sehen. Weiter lese man nach, was Vitruv in einem späteren Kapitel desselben Buches (VI, 6) über Beleuchtungsverhältnisse im allgemeinen sagt, über die Schwierigkeiten, welche für dieselben aus der überragenden Höhe der Nachbarhäuser erwachsen, über die Berechnung des Einfallswinkels u. s. w., und man wird finden, dass diese Erwägungen für ein Atrium mit *Area sub diu* gegenstandslos sind, vielmehr nur für eine Anlage mit seitlicher Lichtzuführung Sinn haben. Dass aber eben unter den von Vitruv ins Auge gefassten, in städtischen Häusern regelmässig wiederkehrenden Bedingungen, Seitenlichter nur bei einem in der angenommenen Weise überhöhten Querschnitte durchführbar sind, dafür bedarf es nach dem Bishergesagten keines Wortes mehr. Ebenso versteht sich von selbst, dass eine solche Anlage, sobald sie gewisse Dimensionen überschreitet, die dreischiffige Teilung mit Freistützen zur notwendigen Konsequenz hat. — Weiter als bis zu dieser logischen Beweisführung vermögen wir allerdings nicht vorzudringen, denn den Augenscheinbeweis zu erbringen versagt uns der Zustand der Monumente. Allein es giebt doch Wahrscheinlichkeiten, welche innerlich so stark begründet sind, dass sie nahezu den Wert von Thatsachen erhalten. Und wenigstens in einem Falle liegt ein Baurest vor, welcher eine andere Ergänzung als die befürwortete kaum zulassen möchte. Das ist der im Grundriss die Form eines korinthischen Atriums zeigende kleine Raum im sog. Palazzo der Villa Adriana (Taf. 15, Fig. 6).

Es zeigt sich, dass das antike Wohnhaus — wie für den Grundriss so höchst wahrscheinlich auch für den typischen Querschnitt der christlichen Basilika — Vorbild war. Nicht jedoch, wie dort, einziges, sondern nur nächstes Vorbild. Fensterlose Räume durch Ueberhöhung der Mittelpartie zu erleuchten, war ein der antiken Architektur seit ältester Zeit geläufiger Kunstgriff: wir begegnen ihm in den hypostyles Sälen der ägyptischen Tempel, in umfangreicher Verwendung im assyrischen Palastbau; er war den Griechen nicht unbekannt und hat vielleicht in der alexandrinischen Baukunst schon eine bedeutende Rolle gespielt; er war zweifellos ein Element in der grossen öffentlichen Architektur der römischen Kaiserzeit, und zwar vorzüglich der forensischen Basiliken. So wenig diese Baugattung als solche einen allseitig abgeschlossenen Kanon besass, so müssen doch gewisse Grundmotive in namhafter Häufigkeit in ihr wiedergekehrt sein. Dass dahin, Hand in Hand mit der (durch die monumentalen Ueberreste sichergestellten) mehrschiffigen Grundrissteilung, auch die Ueberhöhung des Mittelschiffes gehört habe, ist unsere wohlerwogene Ueberzeugung, die wir hier nur als solche aussprechen können, da ihre nähere Begründung eine allzu weitläufige Digression verursachen würde. Wer diese unsere Meinung teilt, wird mit uns auch weiter natürlich und unvermeidlich finden, dass die werdende Kirchenbasilika von dem Augenblitke ab, da sie aus der Schale des Privathauses heraus einer selbständigen monumentalen Existenz entgegenstrebe, nach ihren Zwecken sich angeeignet und ausgenützt habe, was die Gattung der forensischen Basilika in häufigen Beispielen bereits gelöst und in grösstem Massstabe durchgeprobт vorwies, und worauf sie selbst durch Tradition und innere Notwendigkeit hingedrängt wurde. Es kann keine unhistorischere Anschauung geben, als die den christlichen Kirchenbau aus dem grossen Gange der gemein-römischen Architekturgeschichte wie eine autonome oder gar gegnerische Macht herausheben möchte. (Beiläufig bemerkt: gründet es nicht vielleicht in bewusstem Wetteifer, dass die beiden grossen christlichen Basiliken S. Peter und S. Paul mit der Julia und Ulpia bis auf geringe Differenzen in der Breite des Hauptschiffes übereinstimmen?)

Der Vorgang, von dem wir sprechen und der in allem Einzelnen freilich der Beobachtung sich durchaus entzieht, führt hinüber in die dritte und letzte Phase der Entwicklungsgeschichte des altchristlichen Kirchengebäudes. Hier ist dasselbe nicht mehr oder nur noch ausnahmsweise als Umbau eines übernommenen Privathauses sondern

als selbständiger Neubau, nicht mehr als Bedürfnisarchitektur sondern als getragen von monumentalier Absicht zu denken. Als den historischen Zeitraum, in dem dieses sich vollzog, vermuten wir die vierzigjährige Toleranzepoche zwischen der decischen und der diokletianischen Verfolgung (oben S. 11). Das 4. Jahrhundert steigerte erheblich die Dimensionen, zuweilen bis zum Kolossal, vermehrte die Pracht der Ausstattung, fixierte manche wohl noch schwankende Einzelheiten: ein entscheidendes Moment für das allgemeine Kompositionsschema hat es schwerlich mehr hinzugebracht. Was dieser dritten Entwicklungsepoke zu thun oblag, war die Anpassung des schon unlöslich mit den Gewohnheiten des Kultus verknüpften Atrienschemas an die jetzt geforderten grossen Raumabmessungen. Während Griechenland und der Orient, in näherem Anschluss an die öffentliche Basilika, die doppelgeschossige Anlage der Seitenschiffe bevorzugte, entschieden sich die lateinischen Länder für die vielleicht nicht schönste aber einfachste, den Ursprungsverhältnissen am nächsten bleibende Lösung: über den Portiken, mit Verzicht auf Seiten-galerien, sogleich die lichtbringenden Obermauern aufsteigen zu lassen. Ob etwa auch schon die Profanbasilika zuweilen dieses System nicht verschmäht hatte, muss dahingestellt bleiben. — Die Grundrissdisposition blieb währenddem nahezu unverrückt so, wie sie durch die ersten Anfänge vorgezeichnet war. Als wichtigen Unterschied im Vergleich mit der forensischen Basilika pflegt man den Wegfall der Säulenreihe an der abschliessenden Schmalseite des Hauptschiffes hervorzuheben. Es kommt darin der perspektivische Charakter der Anlage und die Bedeutung des Altars für sie zum Ausdruck. Indes ist auch dieses Moment schon im Privathause gegeben. Nach Vitruv bildet es die Regel im griechischen Peristyl (Taf. 15, Fig. 1), es begegnet nicht minder an römischen Säulenatrien der Kaiserzeit (Taf. 15, Fig. 5 b, 6). Dafür ist einmal ein merkwürdiges Beispiel von einer christlichen Basilika erhalten, welche nach der Weise vieler forensischen den Säulengang vor der Tribuna vorbeiführt (De Vogué: Syrie centrale pl. 19). Als etwas Selbstverständliches vollzieht sich endlich die Umwandlung der Priesterexedra aus der rechtwinkeligen Gestalt, die sie im Tablinum und in der Prostas gehabt hatte, in die hemicyklische: d. i. in das der römischen Architektur geläufigste, in allen Gebäudegattungen angewendete Abschlussmotiv. Uebrigens begegnen wir, in Afrika und im Orient häufig, im Occident hier und da, noch Apsiden, welche nach aussen die rechtwinkelige Ummauerung konservieren.

Es ist eine Stellung ohnegleichen, die die altchristliche Basilika

im ganzen der Architekturgeschichte einnimmt. Keine zweite Bauform gibt es, in welcher so viel uralte Traditionen zusammenfliessen und so viele Keime unendlicher neuer Gestalten verborgen sind. Nach ihren nächster Antecedentien eine Weiterbildung aus der, Atrium und Peristyl verquickenden, spätromischen Halle, umschliesst sie in gewissem Sinn zu gleich eine Rückbildung zu dem alten, unmittelbar auf dem Bauernhaus beruhenden Testudinat-Atrium. Die Einheit des Raumes, in den späteren Stadien des antiken Hauses etwas aufgelockert, wird wieder stärker zur Geltung gebracht, vor allem durch die Wiederherstellung der durchgehenden Bedachung. Nicht minder bedeutsam ist die veränderte Gestalt des Daches, die Rückkehr zur ursprünglichen Giebelform. Mit der Einführung des tuskanischen Atriums war dem italischen Hause die Fassade verloren gegangen — die Rückkehr zum Giebeldach hilft sie wiedergewinnen. Festgehalten aber wird gleichwohl die Errungenschaft der jüngsten Jahrhunderte, der innere Säulenbau und in ihm das Mittel, die grössten Binnenräume vollkommen gedeckt und doch wirksam beleuchtet zu bilden.

Es ist eine ununterbrochene, manches Fremde sich anartende im wesentlichen doch nur den eingeborenen Formungstrieb entfaltende und aus sich selbst sich fortzeugende Stufenfolge monumentalier Generationen: von dem altitalischen Bauernhause zu den gewaltigen Basiliken St. Peters und St. Pauls — und von diesen weiter zur Kathedrale von Rheims, zum Kölner Dom.

Zum Schluss sei in Kürze zweier abweichender Doktrinen Erwähnung gethan.

Auf einen völlig anderen Boden, wie die deutschen Forscher, stellten sich der Italiener Pater Marchi und der Franzose Martigny, indem sie als Prototyp der Basilika die unterirdischen Katakombenkrypten proklamierten. Ihnen folgte F. X. Kraus, zuerst unbedingt, dann mit einer Modifikation. Seine jetzige Lehre (Real-Encyklopädie I, 119 ff.) ist: die Kirchenbasilika sei im Zeitalter Konstantins entstanden durch das Zusammentreten zweier Faktoren, der Cömeterialzellen sub diu und der Hausbasilika (im Sinne Messmers), beziehungsweise der forensen Basilika. Typische Beispiele von Cömeterialzellen giebt unsere Taf. 14 Fig. 7, 8. Kraus' Versuch, eine Bauf orm, deren substantielle Eigenschaften die Längenrichtung, die mehrschiffige Teilung, die flache Holzdecke sind, aus einer zentral disponierten, ungeteilten, gewölbten also aus ihrem geraden Oppositum genetisch zu erklären, kann nun damit entschuldigt werden, dass dem gelehrten Theologen das Verständnis für architektonische Dinge offenbar fehlt. Eine Fortbildung

der Cömeterialzellen im Sinne von Kraus hätte zu Anlagen ungefähr wie S. Fedele in Como oder St. Maria im Kapitol zu Köln führen müssen. Wie viel oder wenig Gewicht es hat, »dass die Christen des Altertums basilica und coemeterium geradezu promiscue brauchten«, ergibt sich aus »Die Genesis etc.« S. 313 und unten S. 84 ff.

Erst nach Veröffentlichung der Abhandlung »Die Genesis etc.« lernten wir die Ansicht von Viktor Schultze kennen, die er im »Christlichen Kunstblatt« von Merz und Pfannschmidt 1882, Augustheft, kurz vorgetragen hat. Wir freuen uns zu sehen, dass wir in der grundlegenden Prämisse übereinstimmen: auch Schultze erkennt die Ableitung aus dem antiken Bürgerhause als die historisch allein begründete. Im eigentlich Architektonischen aber differieren wir mit ihm. Schultze stellt sich von vornherein auf eine zu eng genommene Grundlage, indem er von dem irrtümlich sogenannten Normalhause (Typus der Casa di Pansa in Pompeji) ausgeht. Nach ihm entspräche das Atrium dem Vorhof, das Peristyl dem Schiff der christlichen Basilika. (Aehnlich der Roman »Antinous« von George Taylor.) Architektonisch betrachtet ist aber die Analogie gerade die umgekehrte. In der angenommenen Kombination bleibt das Peristyl immer offener Hof, während die Elemente zur Deckenbildung im basilikalen Sinne doch allein im Atrium zu finden sind; ebenso auch nur hier das Vorbild des Querschiffes, von dem Schultze sehr mit Unrecht behauptet, dass den älteren Basiliken es fehle (s. S. Peter, S. Paul, Sta. Maria Maggiore). Die Namensgleichheit mit dem Atrium (Vorhof) der entwickelten Kirchenbasilika ist irrelevant, da der Sachinhalt des Wortes in der späten Latinität ein völlig vager geworden und die Benennung »Atrium« keine vorzugsweise, sondern neben vielen anderen im Gebrauch ist.

2. Anlage im allgemeinen.

Die Basilika ist im abendländischen Kunstgebiete die kirchliche Bauform schlechthin (vgl. oben S. 14). Jedoch nicht etwa infolge eines eigentlich sakralen Vorurteils. Bekanntlich hat die christliche Kirche keine Scheu empfunden, Gebäude heidnischen Ursprunges und verschiedenster Kunstform und Bestimmung, Tempel wie Profanbauten, nach Gelegenheit für ihren Gottesdienst in Gebrauch zu nehmen, oder, wiewohl nur ganz ausnahmsweise, auch bei eigenen Neubauten einem anderen als dem basilikalen Schema zu folgen. Die Vorherrschaft des basilikalen Schemas ist begründet in den eigentümlichen Bedingungen der vorkonstantinischen Entwicklung. Zu Konstantins Zeit war der

Kultus in die Basilikenform schon so fest eingewöhnt, dass von seine Seite keine Aufforderung zu baulichen Neuerungen gegeben wurde. Selbstdändige künstlerische Beweggründe aber kannte diese Zeit nicht mehr. Die quantitativ noch höchst grossartige Bauthätigkeit der Kirche im 4. und 5. Jahrhundert macht es nur noch fühlbarer, dass die innere Triebkraft der antiken Kunst versiegt, dass sie geistig tot ist. Endlich sprach für das unveränderte Fortbauen nach der herkömmlichen Fassung deren grosser praktischer Vorzug, mit unvergleichlich geringerem Aufwande an Material und Arbeitskraft als sonst eine der bekannten Konstruktionsweisen die grossen Räume herstellen zu können, deren man bedurfte. So hat die Kirche, wenigstens die des Abendlandes, auch nachdem die letzten äusseren Schranken gefallen und grosse materielle Mittel in ihren Dienst gestellt waren, den in der römischen Architektur angesammelten Reichtum von Konstruktions- und Kompositionssformen unberührt liegen lassen; nicht einmal der in der Entwicklung der Basilikenidee selber durch Verbindung mit dem Gewölbebau vollzogene Fortschritt, von dem im Bau des Maxentius in Rom ein denkwürdiges Zeugnis aufbewahrt ist und den Byzanz in der Hagia Sofia auf eine neue Stufe weiterführt, wird von ihr betrachtet; sie beharrt, ablehnend nach allen übrigen Seiten, bei der einen in der Frühzeit gewonnenen Fassung. Dem germanischen Mittelalter blieb es zu offenbaren vorbehalten, wie vielseitige Entwicklungsmöglichkeiten in der Basilika noch ruhten.

Bevor wir der detaillierten Analyse uns zuwenden, wollen wir in Kürze die Eigenschaften schematisieren, welche an der abendländischen Basilika als wesentliche erkennbar werden:

1) IM GRUNDRISS: Rechteck mit starkem Uebergewicht der Längendimension, parallel dieser Hauptaxe durch offene Säulenstellungen geteilt in mehrere Schiffe von ungerader Zahl, das Mittelschiff in seiner Querausdehnung die seitlichen erheblich übertreffend und an der abschliessenden Schmalseite in einen halbkreisförmigen Ausbau (Apsis) endigend.

2) IM QUERSCHNITT: Ueberhöhung des Hauptschiffes, Lichtführung durch die Obermauern desselben, flache Holzbalkendecke.

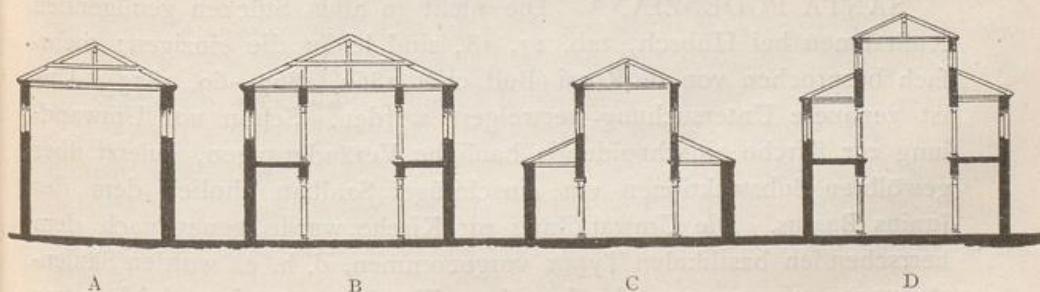
Zu diesen stets und ständig wiederkehrenden essentiellen Momenten kommen zwei accidentelle, die nach Ermessen den ersteren hinzugefügt oder auch weggelassen werden:

a) Das Querschiff, ein Sonderbesitz des abendländischen Kunstgebietes.

b) Die doppelgeschossige Anlage (Galerie) der Seitenschiffe, ein Motiv griechisch-orientalischer Uebung, das im Occident spät und auch nur sporadisch auftaucht.

Hiernach würden vier Arten von Basiliken zu unterscheiden sein; tatsächlich jedoch giebt es ihrer nur drei, da innerhalb der christlich-antiken Stilepoche die Zusatzmotive a und b sich niemals miteinander verbunden zeigen, d. h. Anlagen mit Galerien erscheinen immer ohne Querschiff¹⁾.

Die auf eine viel grössere Anzahl von Arten hinauslaufenden Klassifikationen von Zestermann, Messmer, Hübsch, Mothes, Kraus u. a. können wir nicht adoptieren, denn es werden in ihnen wesentliche und nebensächliche Unterscheidungsmomente in ungehöriger Weise parallel gesetzt. Irreführend in hohem Grade ist namentlich die von Hübsch (p. XXXII) für den altchristlichen Kirchenbau aufgestellte Tafel, welche 38 Arten angiebt, von denen 24 auf die Basilika entfallen. Zu dieser überraschenden Vielzahl gelangt Hübsch teils infolge des oben gerügten Fehlers, teils dadurch, dass er nachträglich erst dem kirchlichen Zweck angeeignete heidnische Gebäude für originale Kirchenbauten ansieht, teils indem er Mutationen des Mittelalters und zuweilen selbst der Renaissance auf die frühchristliche Zeit zurückführt, und endlich durch willkürliche Restaurierungen aus eigener Phantasie (so die Klassen 3, 4, 7, 10, 11, 27—38). — Aus dem bunten Durcheinander der Hübsch'schen Tabelle heben wir, als genauerer Erörterung bedürftig, die nachfolgenden Querschnittsschemata heraus.



Das Schema B, um dieses vorweg zu erledigen, ist unter den Monumenten des lateinischen Gebietes durch gar keine, unter denen des griechischen nur durch wenige und verdächtige Beispiele vertreten. So die jetzige Moschee Eski-Djouma in Saloniki (Texier et Pullan tab. 43), wo der Ansatz der Decke dicht über dem Bogen der Apsis

¹⁾ Wo beides dennoch verbunden, wie zu Rom in S. Pietro in vincoli (angeblich) und SS. Quattro Coronati, sind die Galerien jüngere Einschiebung.

ursprünglich höhere Obermauern vermuten lässt. Weiter die ehemalige Kirche Hagios Johannes in Konstantinopel (Salzenberg tab. 2) worüber Hübsch (S. 42, Anm. 2) richtig bemerkt: »Darin kann ich mit Salzenberg nicht übereinstimmen, dass er das Mittelschiff nicht höher wie die Seitenschiffe und ohne obere Fenster restauriert hat; dafür dürfte schwerlich auch nur ein analoges Beispiel unter allen an uns gekommenen altchristlichen Basiliken aufzuführen sein.« Diese sein durchaus zutreffendes Urteil muss Hübsch jedoch wieder vergessen haben, denn er restauriert Santa Croce in Jerusalem zu Rom ohne dass hier positive Anhaltspunkte dafür vorhanden wären, genau nach der bei Salzenberg getadelten Weise.

Ebensowenig vermögen wir das Schema A als ein von der altchristlichen Kirchenarchitektur rezipiertes anzuerkennen. Sämtliche Monumente, an denen es uns entgegentritt, sind entweder nachweislich oder doch höchst wahrscheinlich nicht kirchlichen, sondern heidnisch profanen Ursprunges, und mehrere von ihnen erst beim Uebergang in den gottesdienstlichen Gebrauch durch Einbau eines überhöhten Mittelschiffes in echte Basiliken mutiert. Für beides giebt die instruktivsten Beispiele die Stadt Rom.

SANT' ANDREA IN BARBARA (Taf. 15, Fig. 10). Ein Profanbau mit malerischen Dekorationen entschieden heidnischen Charakters a. 317 von Junius Bassus erbaut; von Papst Simplicius (a. 468—483) zur Kirche geweiht; im 18. Jahrhundert abgebrochen, aber durch Zeichnungen Giuliano da Sangallo (de Rossi, Bull. crist. 1871) und Ciampinis (Vet. Mon. I) überliefert. —

SANTA PUDENZIANA. Die nicht in allen Stücken genügenden Aufnahmen bei Hübsch, tab. 17, 18, sind leider die einzigen; mehrfach besprochen von de Rossi (Bull. crist. 1864, 1867—69, 1875). Uns ist genauere Untersuchung verweigert worden. Schon vor Umwandlung zur Kirche einschneidende bauliche Veränderungen, zuletzt über gewölbten Substruktionen ein einschiffiger Saalbau ähnlich dem des Junius Bassus. Die Umwandlung zur Kirche wurde genau nach dem herrschenden basilikalen Typus vorgenommen, d. h. es wurden Säulenstellungen eingezogen, darüber feste Wände angeordnet (nicht etwa Galerien!) und von der Höhe der alten Umfassungsmauer eben nur so viel abgebrochen als nötig, um den Oberfenstern des neu entstandenen Mittelschiffs Licht zu bringen. Die Segmentform der Apsis halte ich (mit Urlichs) für Resultat dieser dreischiffigen Mutation, nicht für ursprünglich, wie Hübsch will. Nach der guten Technik der Obermauern und dem Stil der Apsidenmosaik zu urteilen muss der Umbau noch in saec. 4 fallen. Die bis auf den h. Petrus hinaufsteigende Gründungslegende mag ein jeder für sich beurteilen.

SANTA CROCE IN JERUSALEMME (Taf. 15, Fig. 12). Die nämliche Aufgabe unter den nämlichen Vorbedingungen wie bei der Sta. Pudenziana, d. h. Umbau eines heidnisch-profanen Saalbaus (»Sessorium«) im Sinne einer christlichen Basilika. Aber mit anderer, geschickterer Lösung. Anstatt, wie dort geschehen, die Apsis der unvermeidlich geringer ausfallenden Breite des Mittelschiffs konform zu beschneiden, ist sie hier in ihrer ursprünglichen (so meine ich trotz Hübsch) Breite belassen, dafür aber zur Unschädlichmachung der Massendifferenz ein Querschiff (von aussen nicht sichtbar) zwischengeschoben. In welcher Gestalt der Querschnitt des Langhauses aus dieser Operation hervorging, ist wegen der Einwölbung und andrer Umbauten von a. 1743 nicht mehr zu eruieren. Im Gegensatz zu der nach Schema B. gegebenen Restaurierung von Hübsch halte ich für das relativ wahrscheinlichste eine Anlage ähnlich der in Sta. Pudenziana; also prinzipiell der heute sichtbaren gleichkommend, nur mit flacher Decke und grösseren Fenstern.

SANT' ADRIANO AM FORUM ROMANUM. Wahrscheinlich die von Konstantin umgebaute Kurie; davon noch die Fassade mit Resten antiker Stuckdekoration; die Art der ersten Einrichtung als Kirche durch jüngere Umbauten unkenntlich gemacht. —

SANTA BALBINA AUF DEM AVENTIN (Taf. 15, Fig. 11. Taf. 22, Fig. 1). Unter den auf uns gekommenen Exemplaren dieses Typus das am reinsten erhaltene. Die Weihung durch Papst Gregor I. wird im Papstbuch in der nämlichen Weise berichtet wie die von St. Andrea in Barbara; es liegt also kein Grund vor, daraus (wie bisher immer geschehen) die Erbauung durch Gregor zu folgern. Vielmehr, da in allen sonst bekannten Exemplaren dieser Baufamilie (zu den oben genannten ist noch die Kurie in Pompeji und die Basilika in Trier¹⁾ hinzuzurechnen) der heidnisch-profane Ursprung sicher ist, muss er auch hier präsumiert werden. Die technischen Qualitäten enthalten kein Hindernis, die Entstehung bis Anfang saec. 4 hinaufzurücken. Ganz irrig ist die Behauptung, dass ursprünglich Seitenschiffe dagewesen wären; die Bögen in der Mauer des Erdgeschosses sind lediglich Entlastungsbögen, ihre Füllung mit dem übrigen Werk

¹⁾ Der in betreff der Basilika von Trier von F. X. Kraus in der ausgesucht gehässigen Recension der »Genesis« im »Repertorium für Kunsthissenschaft« VI, 388, uns gemachte Vorwurf — eine Antwort darauf aufzunehmen weigerte sich die Redaktion — fällt lediglich auf ihn selbst zurück. K. hat die Angaben von »H. Hettner«, auf die er sich beruft (gemeint ist voraussichtlich ein Aufsatz von F. Hettner in Picks Monatsschr. f. Gesch. Westdeutschlands 1880), entweder nicht verstanden, oder nicht mehr im Gedächtnis gehabt. Denn dort heisst es als Schlussurteil über die bei den Ausgrabungen der vierziger Jahre gefundenen Säulenfragmente: »es kann sich demnach nur eine einstöckige Galerie längs den Umfassungswänden hingezogen und die Decke muss, wie sie jetzt restauriert ist, ohne Stützen den ganzen Raum überspannt haben«, — d. i. im Sinne des Querschnittes »ein ungeteilter Saal«, wie wir »Genesis« S. 311 kurz angegeben hatten.

homogen (Taf. 38, Fig. 5); der obere Teil der Apsis im Mittelalter erneuert; die Nische, in welcher jetzt der Bischofsthron, hat ihr Gegenstück nicht bloss in Katakombenzellen, sondern auch in heidnischen Gebäuden, wie der Kurie zu Pompeji und in der Villa Adriana (Taf. 15, Fig. 6).

Hiernach verbleiben als echte Querschnittsformen der christlichen Basilika allein die Schemata C. und D.

ANMERKUNG UEBER DEN TERMINUS »BASILIKA«. Ueber die Sachbedeutung, in welcher dieser Name zu gebrauchen sei, besteht ein festes Uebereinkommen noch nicht. Das Gewöhnlichste ist, ihn historisch zu nehmen und seine Anwendung auf die antike Stilepoche, inclusive die christlich-antike, einzuschränken. Viele Fachschriftsteller, vorzüglich in Deutschland, haben jedoch begonnen, auch romanische und gotische Kirchen als »Basiliken« zu bezeichnen, insofern in ihnen entscheidende Grundzüge des christlich-antiken Kirchentypus wiederkehren. Dann giebt es wieder Autoren, welche die Wesensbestimmung mit Hintersetzung des Grundrisses allein aus dem Querschnitt ableiten, so dass nach ihnen z. B. auch die karolingische Palastkirche zu Aachen (Taf. 40) eine echte Basilika wäre. Diese Definition ist auf folgende Weise gewonnen: man stellt eine Anzahl von Monumenten verschiedener Epochen, die in den zeitgenössischen Quellen als Basiliken benannt werden, zusammen, bringt alle Unterschiede in Abzug, und was danach als gemeinsamer Rest übrig bleibt, das soll die wahre Essenz der »Basilika« sein. Die Prüfung dieser Methode bis auf weiteres zurücklegend, wollen wir vorerst feststellen, an welche Qualitäten der betreffenden Gebäude die Autoren jedesmal dachten, wenn sie den Namen Basilika auf sie anwandten; insbesondere ob im gegebenen Fall an die bauliche Form, oder an die sachliche Bestimmung, oder vielleicht an beides in einem gedacht wird.

Wort wie Sache haben die Römer von den Griechen, voraussetzlich aus der alexandrinischen Bauschule, empfangen. Dass die Basiliken der republikanischen Zeit architektonisch von ziemlich gleichartiger Beschaffenheit gewesen sind, mag wohl sein, wiewohl Näheres nicht mehr festzustellen ist: — gewiss ist, dass in der Kaiserzeit das Wort eine immer mannigfaltigere Verwendung und immer unbestimmt werdende Bedeutung erhält, Gebäude von verschiedenster Gestalt wie auch verschiedenstem Gebrauchsweck zu umfassen bestimmt ist. Eine Reihe von Belegen (die indes nichts weniger wie vollständig sein wollte) haben wir in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften zu München, 1882, Bd. II, Heft 3, S. 310 ff. zusammengestellt. Mit wünschenswertester Sicherheit geht daraus hervor, dass bei den Römern der Kaiserzeit Basilika nicht *terminus technicus* für eine be-

stimmt umschriebene architektonische Form gewesen ist. Anfänglich allein und nachher noch immer im vorzüglichen Sinne verstand man darunter die mit den Fora in Verbindung stehenden grossen gedeckten Gerichts- und Verkehrshallen, gleichsam gedeckte Nebenfora (mit einander verglichen von höchst ungleichartigen Kompositionstypen); in diesem Sinne braucht einmal Cicero die charakteristische Wendung, er sei in seiner Villa so von den Leuten überlaufen, dass sie keine Villa mehr, sondern eine Basilika sei. Später verallgemeinerte sich die Anwendung auf Gebäude oder Gebäudeteile auch von anderweitiger Bestimmung, z. B. Säulengänge bei Bädern, Theatern, Märkten, Tempeln; weiter Tempel selbst, jüdische Synagogen, Exerzierhäuser, Reitschulen — kurz das Wort gewinnt ebenso vielseitige Anwendbarkeit und architektonisch unbestimmten Gehalt wie unser »Halle« und es scheint kaum irgend eine hallenartige Anlage zu geben, für welche nicht diese Bezeichnung in ihrer bequemen Dehnbarkeit passend befunden würde. — Den ältesten Beleg für »Basilika« bei einem christlichen Autor giebt die pseudojustinische »Cohortatio ad Graecos« (saec. 2 oder 3?), vgl. A. Harnack in der »Zeitschr. f. Kirchengeschichte« Bd. VI, p. 115 ff., wo mit diesem Namen eine künstlich erweiterte Felshöhle, in welcher die Einwohner von Cumä ihre Lokalheilige, die Sibylle, verehrten, bezeichnet wird. Was daraus gefolgert werden muss, ist keineswegs, wie Harnack will, dass es zur Zeit noch keine christlichen Basiliken (in unserem Sinne) gegeben habe, sondern lediglich, dass auch die Christen einen spezifischen Sinn mit dem Worte nicht verbanden. Eben sein nach allen Seiten unbestimmter Gehalt machte es möglich, den Terminus auch auf das christliche Gotteshaus anzuwenden: *basilica ecclesiae* ist nur würdevollerer Ausdruck für die durchaus promiscue gebrauchten *domus ecclesiae*, οἶκος ἐκκλησίας; schliesslich sagte man, wo ein Missverständnis ausgeschlossen schien, schlechthin *basilica*. Die ersten Beispiele dafür sind nachgewiesen in Schriften, die sich auf die diokletianische Verfolgung beziehen. Den Vätern des 4. Jahrhunderts ist er schon sehr geläufig, doch immer in Konkurrenz mit anderen. Hier ein paar aus Eusebius ausgezogene Beispiele: οἶκος ἐκκλησίας, H. eccl. VII 30, VIII 13, IX 9 — βασιλεῖος οἶκος, H. eccl. X 4 — βασιλεῖα, vita Const. III 31, 32, 53 — κυριακή, Laud. Const. XVII. Diese Parallelen führen uns auf die Spur, dass sehr frühe schon die wortspielende Erklärung aufgekommen ist, welche Isidor von Sevilla dahin angiebt: nunc autem ideo divina templa basilicae nominantur, quia regi ibi omnium, Deo, cultus et officia offeruntur; vgl. Eusebius Laud. Const. XVII: ἐξ αὐτοῦ δὲ τοῦ τῶν ὅλων κυρίου. Mithin wird *basilica* = κυριακή, *dominicum*, *domus dei*, *domus columbae*. Doch erhält es sich nebenher noch immer in seiner älteren, weiteren Bedeutung, so dass

z. B. ein Gebäudekomplex auf dem Palatin im Mittelalter »Basilica Jovis« hiess. Durchaus irrig ist die Annahme, dass unter den Kirchengebäuden die *basilicae* eine bestimmt abgegrenzte Gattung ausgemacht hätten, sei es in bezug auf ihre Bauform, sei es in bezug auf ihre Bestimmung. Bis ins 4. Jahrhundert hinauf sind Beispiele nachgewiesen, dass Kultgebäude jeglicher Form und Bestimmung, von den grossen Gemeindekirchen bis hinab zu den Grabkapellen und Memoriens diesen Namen tragen. Und das ganze Mittelalter hindurch heissen so ohne Unterschied alle Kirchen, auch ausgesprochene Zentralbauten, wie Sto. Stefano rotondo in Rom, das Oktogon in Aachen, die Klosterkirche zu Germigny des Prés (Taf. 41, Fig. 11) u. s. w. und anderseits wieder einschiffige Saalbauten, wie St. Remigius in Ingelheim (Taf. 42, Fig. 6). Unhaltbar ist endlich auch die von Valesius und Mabillon für saec. 6 und 7 angenommene Unterscheidung, dass »basilica« = Klosterkirche, »ecclesia« = Kathedral- und Parochialkirche.

Aus alledem ergiebt sich, dass und warum eine bautechnische Definition der Basilika aus den alten Quellen abzuleiten unmöglich ist. Wenn die moderne wissenschaftliche Terminologie das Wort überhaupt verwenden will, muss sie sich bewusst bleiben, dass es lediglich in einem von ihr selbst gesetzten konventionellen Sinne geschehen kann, und dass ein solcher Gebrauch nur dann nutzbringend sein wird, wenn er auf eine unzweideutig klare Definition gegründet und allerseits streng respektiert wird. Da ein solches Uebereinkommen leider noch nicht existiert, vermögen wir einstweilen nur anzugeben, was wir im Verlaufe unserer Darstellung als »basilikal« verstehen werden. Auf Grund der im vorstehenden Abschnitt ausgeführten historisch-analytischen Untersuchung sind die wesentlichen Eigenschaften der Basilika diese:

- 1) Die oblonge Gestalt und das ausgesprochene Richtungsmoment des Grundrisses.
- 2) Die mehrschiffige Teilung.
- 3) Die beherrschende Stellung des Mittelschiffes, ausgedrückt im Grundriss durch grössere Breite, im Querschnitt durch Anlage eines überragenden Obergeschosses. (Mit der Ueberhöhung ist regelmässig verbunden die Anlage oberer Seitenlichter. Wir nehmen diese jedoch in die Definition deshalb nicht mit auf, weil es wichtige Baugruppen giebt, in der romanischen Epoche des mittleren und südlichen Frankreich, denen aus lediglich technischen Gründen die Seitenlichter des Mittelschiffs zwar fehlen, die aber in allem Uebrigen als echte Basiliken sich ausweisen und aus deren Reihe deshalb nicht ausgeschlossen werden dürfen.)

Insofern nun das definierte Schema nicht auf die christlich-antike Epoche des Kirchenbaus beschränkt ist, sondern auch in der romanischen, gotischen und Renaissance-Epoche mehr oder minder reichliche

Verwendung findet, darf es als erlaubt und erspriesslich gelten, das Schlagwort »Basilika« auch in die Terminologie der genannten jüngeren Stile einzuführen. Der Basilika entgegengesetzt ist auf der einen Seite die ganze Kategorie der Zentralbauten, auf der anderen Seite unter den Longitudinalbauten die ungeteilte Saalanlage und die Hallenanlage, welche letztere zwar gleich der Basilika in mehrere Schiffe geteilt ist, eines überragenden Obergeschosses im Mittelschiff jedoch entbehrt. (Wir wählen diese Definition, weil die übliche »gleiche Höhe aller Schiffe« gegenüber dem Thatbestand der Monamente zu eng gefasst ist.)

3. Der Grundplan.

Betrachten wir zunächst das Kirchengebäude im Verhältnis zu seiner Umgebung. — Während im griechisch-orientalischen Gebiet die Neigung früh hervortritt, es von seiner profanen Umgebung abzusondern, ihm eine mehr monumentale, tempelähnliche Erscheinung zu geben, bleibt das Kirchengebäude in Italien eingeschlossen mitten in das städtische Häusergewirr, in der Aussenansicht also grossenteils verdeckt. Die Entstehung der Basilika aus der inneren Halle des Privathauses wirkt hierin erkennbar nach. Es ist der monumental stilisierte Ausdruck dieses Verhältnisses, dass regelmässig die Fassade der eigentlichen Kirche durch einen Vorhof von der Strasse getrennt wird¹⁾. Die Gewöhnung an diesen Bauteil wurzelt indes nicht bloss in formal entwicklungsgeschichtlichen Momenten, sondern ebenso in solchen der Disziplin, des Kultus, der Symbolik.

Wir müssen uns schon hier an der Schwelle des Tempels ver gegenwärtigen, was im weiteren Verfolge seiner Disposition Schritt für Schritt wiederbegegnen wird: die dem spät-antiken Leben eigentümliche Leidenschaft für Einspannung der Gesellschaft in einen unendlich vielgliedrigen Schematismus von Rangordnungen, in der christlichen Welt noch gesteigert durch alttestamentalische Erinnerungen und den starken eigenen hierarchischen Zug der Kirche. Alle hierdurch hervorgerufenen Unterscheidungen — von Priesterstand und Laienstand, von Mann und Weib, von Vornehm und Gering, von Gläubigen und Lehrlingen, von

¹⁾ Der für diesen u. a. vorkommende Name »Atrium« (griechisch αὐλή, πρόναος) hat jedoch mit dem Atrium des altitalischen Hauses nichts gemein, sondern gründet in der verallgemeinerten Bedeutung des Wortes als »atrium publicum«, mit »basilica« unter Umständen sich nahe berührend.

Gerechten und Sündern, und die in jeder dieser Klassen sich wiederholenden Abstufungen — werden mit peinlichster Sorge und Wertschätzung in die Anordnungen des Gottesdienstes eingetragen. Diese Rücksicht ist unter allen die wichtigste bei der Detailausbildung des überlieferten Grundrisses. Doch stellt sich auch das unüberwindlich mächtige formale Einheitsmoment der basilikalen Bauidee immer wieder als heilsames Gegengewicht ein, so dass nur die Hauptabteilungen wirklich architektonisch charakterisiert werden, während für Herstellung der Unterabteilungen Schranken und verschiebbare Vorhänge ein bequemes Auskunftsmittel geben.

Die Hauptabteilungen sind: das Vorhaus, das Gemeindehaus, das Priesterhaus.

Das Vorhaus ist der Aufenthalt der Katechumenen, der Peregrinen, der Bettler, der Büsser. (Der Büsser wiederum giebt es eine Menge von Graden. Nach der Vorschrift des hl. Basilius sollte z. B. ein Mörder vier Jahre unter den Weinenden, fünf Jahre unter den Hörenden, sieben Jahre unter den Knieenden, vier Jahre unter den Stehenden seinen Platz haben, bis er nach zwanzigjähriger Busszeit erst die Kirche selbst betreten durfte.) Weiter diente das Vorhaus zu Gerichtssitzungen und sonstigen nichtgottesdienstlichen Versammlungen, seit dem 6. Jahrhundert auch als Begräbnisplatz. Der Flächenraum des Vorhauses wird zum grössten Teil von dem Atrium eingenommen, dessen Gestalt ein Viereck ist, meist ein gleichseitiges, seltener ein längliches, und das auf den Innenseiten von Säulengängen mit einwärts geneigten Dächern umgeben wird. Schon hier beginnen die Gitter und Vorhänge zur Scheidung der disziplinarischen Stufen. Die offene Area ist mit bunten Marmorplatten gepflastert oder mit Blumen und Sträuchern ausgeziert, von welchen letzteren am ehesten der seit dem 9. Jahrhundert nachweisbare, im Mittelalter viel gebrauchte Name *paradisus*, *parvis* abzuleiten sein wird. Das wichtige Mittelstück ist der Brunnen, *cantharus*, *nymphaeum*, *labrum*, »Sinnbild des Reinigungsopfers« (Eusebius), an welchem die Gläubigen, bevor sie das Heiligtum betreten, Antlitz, Hände und Füsse abwaschen.

Geöffnet ist das Atrium gegen die Kirche in so viel Thüren, als letztere Schiffe hat, gegen das Freie in einer nach aussen ein wenig vortretenden Thorhalle, *vestibulum*, *πρόπυλον*, welche bei ganz grossartigen Anlagen dreiteilig, in der Regel indes nur einfach ist. Bei Kirchen, welche Sitz eines Bischofs sind, wird häufig an der Stelle des Vestibulums die Taufkapelle angebaut, in welchem Falle der Eingang an eine der Langseiten des Vorhofs verlegt wird.

Ein weiterer Anhang des Pronaos ist der Narthex: eine zwischen die Fassade der Kirche und die Hofhallen eingeschobene besondere Binnenvorhalle, nicht viel breiter als der angrenzende Portikus des Atriums (woher wahrscheinlich der Name = Stab) und von diesem durch eine Mauer getrennt; in ritueller Hinsicht der Standort der Pilger, der Katechumenen und der vorgeschriftenen Büsserklassen.

Der eigentliche Narthex in der vorstehenden Anordnung ist eine partikulare Eigentümlichkeit der griechisch-orientalischen Kirche, welche überhaupt den pedantischen Kastengeist des Zeitalters am höchsten ausbildet. Nicht die Sache, aber der Name wurde später auch vom Abendlande adoptiert. Hier bedeutet Narthex entweder den an die Fassade angrenzenden Flügel des Atriums oder, wenn im Innern der Kirche eine Querempore vorhanden ist, die darunter befindliche Halle. Da es sich aber in beiden Fällen nicht um einen selbständigen Bauteil, sondern um eine lediglich für den Ritus in Betracht kommende Abteilung handelt, wird man besser thun, den Namen Narthex für das Abendland ungebraucht zu lassen.

Gegen Ende des Jahrtausends kommen bei Neubauten die Vorhöfe im grossen und ganzen ausser Gebrauch. Selbst in Rom hat man die meist in Verfall geratenen alten, als im 12. Jahrhundert eine Periode umfassender Restaurationsarbeiten eröffnet wurde, ganz selten vollständig wieder hergestellt, begnügte sich vielmehr regelmässig mit dem Aufbau des einzigen unmittelbar an die Fassade angelehnten Säulen-ganges.

Tertullian: *nostrae columbae domus simplex in editis semper et apertis et ad lucem* — wohl mehr ein Wunsch, als Aussage über eine allgemeine Thatsache. Die Kathedrale von Tyrus, unter Konstantin erneuert, erhielt einen freien Umgang (*περιβολός*) um den ganzen Bau. — In Rom ist von den altchristlichen Kirchen der innern Stadt noch bis auf den heutigen Tag keine einzige ganz freigelegt. Selbst wo moderne Strassenregulierungen wenigstens für den Anblick der Fassade Raum geschafft haben, sind die Langseiten verbaut geblieben. Unverfälscht vergegenwärtigt die ursprüngliche Situation Santa Prassede (Taf. 16, Fig. 1).

Atrien werden in fast allen Baubeschreibungen der konstantinischen Epoche ausdrücklich erwähnt. Vielfach erkennt man, dass sie früher vorhanden gewesen, an dem Verhältnis der Fronte zur Strassenlinie; Beispiele aus Rom: Sta. Cecilia in Trastevere, S. Bartolomeo in Isola, S. Alessio, S. Gregorio Magno, S. Cosimato u. a.; in Ravenna S. Giovanni Evangelista, S. Apollinare nuovo. — Von frühchristlichen Atrien haben in Rom nur die beiden am Lateran

und am S. Peter bis ins spätere Mittelalter gedauert; jenes ging im Brände von a. 1361 zu Grunde, dieses wurde unter Leo X. abgebrochen. Heute sichtbar: S. Martino ai Monti, Sta. Prassede, beide saec. 9; SS. Quattro Coronati, eigentlich Teil des Mittelschiffs der grösseren älteren Kirche, a. 1111 wieder aufgebaut; S. Clemente, a. 1108, unter allen am besten erhalten. Ausserhalb Roms, in allen vier Seiten wohl erhalten: Dom von Parenzo, saec. 7; S. Ambrogio zu Mailand, saec. 9; Dom zu Capua, saec. 9; Dom zu Salerno, saec. 11.

Einflügelige Portiken sind in Rom nicht vor saec. 12 nachzuweisen. Bei SS. Vincenzo e Anastasio alle tre Fontana laut Inschrift a. 1140; schwerlich früher S. Giorgio in Velabro (gewöhnlich saec. 9 angesetzt); SS. Giovanni e Paolo gleichfalls nicht älter; S. Lorenzo f. l. m., besonders geräumig, a. 1216—27; S. Lorenzo in Lucina, S. Crisogono, Sta. Maria maggiore u. a. m. sämtlich mit geradem Gebälk. Ein Unicum die Doppelloggia an der Fassade von S. Sabba; ein zweites Geschoss besass auch die Vorderseite des lateranischen Atriums, vgl. Münze Papst Nikolaus IV. bei Rohault de Fleury, tab. II.

Geschlossene Vorhallen mit halbrunder Endigung der Schmalseiten finden sich nur an Monumenten, die der Antike noch nahe stehen, meist Zentralbauten: Sta. Costanza (Taf. 8, Fig. 1), Baptisterium des Lateran (Taf. 7, Fig. 3), S. Aquilino bei S. Lorenzo in Mailand (Taf. 14, Fig. 3), vgl. Minerva medica, Kaiserpalast zu Trier etc. — Einen echten Narthex haben S. Apollinare in Classe, Sta. Maria in Cosmedin zu Rom, beide byzantinisch beeinflusst; vielleicht auch Sto. Stefano in Via Latina.

Aeussere Thorhalle: dreiteilig am S. Peter (Abbildung bei Letarouilly: Le Vatican) und Lateran (Abbildung bei Rohault de Fleury: Le Latran), vgl. Eusebs Beschreibung der Basilika zu Tyrus. Einteilige mehrfach erhalten: das älteste und vollständigste Beispiel, auch nach innen vorspringend, S. Cosimato in Trastevere, saec. 9? (Taf. 26, Fig. 1); mit bloss äusserem Vorbau Sta. Prassede, saec. 9; Sta. Maria in Cosmedin, Zeit ungewiss, modernisiert; S. Clemente, S. Sabba, beide saec. 12; zum Teil noch mit den eisernen Stangen und Ringen für Vorhänge; bei S. Cosimato und S. Clemente später aufgesetzte Obergeschosse, etwa Wohnungen des Thürhüters.

Verbindung von Atrium und Baptisterium: am besten erhalten bei den Domen von Parenzo und Novara (Taf. 16, Fig. 2, 10); geringe Spuren in Aquileja; mittelalterlich erneuert Sto. Stefano in Bologna; jenseits der Alpen erhalten am Münster zu Essen im Rheinland, saec. 10, später umgebaut. Auch nach Wegfall des Atriums disponierte man die Baptisterien gern gegenüber dem Westportal der

Kathedralen: Florenz, Pisa; ehemals Mainz, Regensburg. Diese Reminiszenz halte ich für den wahren Grund, weshalb Ghibertis Ostthür »porta del paradiso« heisst.

Einen Cantharus in Gestalt einer Schale auf säulenartigem Fuss zeigt das Mosaik in S. Vitale zu Ravenna, welches den Kirchgang der Kaiserin Theodora darstellt. Im Baptisterium des Laterans waren die symbolischen Tiere Lamm und Hirsch als wasserspeiende Brunnenfiguren verwendet; im S. Peter aus Erz; mit einem Baldachin überdeckt bei S. Demetrius in Thessalonica (Texier et Pullan, p. 138), auf dem Berge Athos (Lenoir I, 33).

ORIENTIERUNG. Eine mehr liturgisch als architektonisch wichtige, übrigens erst wenig aufgehellte Frage. Alberdingk Thijrn: De Heilige Linie. Amsterd. 1858. H. Otte in d. Zeitschr. f. chr. Archäologie und Kunst I, 32 f. Handbuch 5, S. 11 ff. H. Nissen im Rhein. Museum f. Philologie N. F. XXIX, 369 f. — Eine genaue Statistik liegt nur über die Kirchen der Stadt Rom vor. Dieselbe zeigt sämtliche Striche der Windrose vertreten. Wir erblicken darin eine Nachwirkung des Ursprunges aus dem Privathause. Seitdem man aber in die Lage kam auf freiem Terrain zu bauen, machte sich eine gewisse Regel geltend, nämlich dass, entsprechend der Regel des antiken Tempels, die west-östliche Lage der Baulinie erstrebt wurde. Doch findet sich dieselbe fast nie genau innergehalten, sondern es zeigen sich mehr oder minder starke Deklinationen. Die Frage ist, ob die letzteren lediglich durch zufällige, meist wohl topographische, Umstände veranlasst? oder ob sie mit Absicht herbeigeführt sind im Interesse einer spezielleren Symbolik? Für dieses zweite entscheidet sich Nissen. Der christliche Kirchenbau, behauptet er, hätte die im Sonnenkultus gründenden Orientierungsprinzipien vom heidnischen Tempelbau herübergenommen. An einer langen, übrigens vielfach unsicheren, Reihe von Beispielen sucht er den Nachweis zu führen, dass der Sonnenaufgang entweder am Hauptfeste der betreffenden Kirche (Jahrestag des Märtyrers oder der Kirchweihe) oder an den Jahrespunkten (Wintersolstiz = Weihnacht, Frühlingsäquinoctium = Christi Empfängnis oder Ostern) für die Orientierung massgebend gewesen sei. Eine interessante, doch bei weitem nicht genügend begründete Hypothese. Wichtiger für unsern Standpunkt ist die andere Beobachtung, dass die alten Basiliken Roms den Altar und Apsis meistenteils an das westliche Ende, hingegen diejenigen Ravennas schon so, wie es im Mittelalter die allgemeine Regel war, nämlich an das östliche disponieren. Die Bedeutung dieser Umdrehung ist nicht völlig klargestellt. Sie scheint in der orientalischen Kirche aufgetreten zu sein. Die erste in Rom nach der neuen Regel orientierte Apsis, im Neubau von S. Paul, ist bemerkenswerter Weise von der in

Ravenna residierenden Kaiserin Galla Placidia erbaut; desgleichen S. Pietro in vincoli von der Kaiserin Eudoxia. Uebrigens dauert die Freiheit der Orientierung noch lange fort, z. B. Sta. Prassede, saec. 9., NNW. Für das architektonische hat der in Rede stehende Wechsel nur eine, allerdings wichtige Folge: die unten näher zu besprechende Einführung befensterter Apsiden anstatt der alten lichtlosen.

Betreten wir nun den gottesdienstlichen Versammlungsraum selbst, so zeigt sich in dessen Grundplan als Fundamentalgesetz die Teilung in ein Hauptschiff mit begleitenden Nebenschiffen (wie im vorigen Abschnitt näher begründet wurde). Dabei ist die Zahl der Schiffe immer ungerade, gewöhnlich 3, seltener 5, und es übertrifft das Mittelschiff die Seitenschiffe stets durch ein in die Augen fallendes Mehr an Breite.

Die von Vitruv für die römische Profanbasilika angegebene Verhältniszahl der Schiffe von 1:3 wird auch in den christlichen der saec. 4 und 5 ziemlich genau innegehalten. Im Laufe der Jahrhunderte nimmt dann die relative Breitendimension des Hauptschiffes (in Ravenna früher wie in Rom) allmählich ab, schliesslich bis zum Verhältnis von 1:2, doch nie darüber hinaus. Wollte man eine grössere Gesamtbreite des Hauses erreichen ohne Aufopferung der genannten für die Basilikenform wesentlichen Verhältniszahlen und zugleich ohne allzu gewaltige (wegen der Deckbalken kostspielige) Steigerung der Mittelschiffsbreite, so wählte man die fünfschiffige Anlage; bei welcher indes die Einschränkung immer bestehen blieb, dass auch je zwei Seitenschiffe zusammengenommen, um einen erkennbaren Grad enger sein mussten wie das Hauptschiff.

Wie im Vorhaus, so und noch mehr ist auch wieder im Langhaus die der Hauptaxe folgende architektonische Grundrissteilung von einer anderen, der durch Ritus und Disziplin bedingten, rechtwinklig durchkreuzt, welche mit ihrem reihhaltigen Apparate von Schranken, Gittern, Vorhängen, die grosse perspektivische Wirkung des Innern, wie sich nicht anders denken lässt, empfindlich beeinträchtigt. Für die Architektur indes kommt nur der allgemeinere Gegensatz von Gemeindehaus und Priesterhaus in Betracht. Ersteres wird durch das Langhaus (*oratorium laicorum, quadratum populi*), letzteres durch den halbrunden Ausbau des Apsis (auch *concha, tribuna, exedra*) dargestellt. Diese Disposition, so klar und ausdrucksvoll als sie ist, leistete dem Ritus thatsächlich doch kein völliges Genüge. Für die Rolle, die der Klerus im Leben wie im Gottesdienste beanspruchte, wurde die

Apsis alsbald eine zu beschränkte Bühne, auch unzureichend, die Rangverhältnisse der Kleriker untereinander gehörig kennbar zu machen. Gleichwohl hat man eine entsprechende Umgestaltung und Erweiterung des Grundplanes, dank dem bald nach Konstantin eintretenden Stillstande aller architektonischen Ideen, nicht mehr unternommen (erst das germanische Mittelalter gelangte dazu), sondern genügte sich fort und fort mit dem allzeit hilfreich zur Hand liegenden Mittel der Schrankenabteilung, welche nach Bedürfnis ins Langhaus vorgerückt wurde, also dass ein, architektonisch betrachtet, dem Gemeindehaus gehörender Raumteil rituell dem Priesterhaus hinzuwuchs (s. Taf. 27, Fig. 2).

Abweichungen von der halbkreisförmigen Gestalt der Apsis kommen an deren Innenseite nie, wohl aber zuweilen an der Aussenseite vor:
1) Maskierung durch rechtwinklige Ummauerung, im Abendlande selten; 2) Polygonal gebrochene Außenwand, eine der Besonderheiten Ravennas, gleich den übrigen aus Byzanz entlehnt.
3) Auflösung der Mauern durch Arkaden, die gegen einen äusseren Umgang sich öffnen. Einziges erhaltenes Beispiel: die kürzlich ausgegrabene Basilika Severiana in Neapel mit drei Arkaden auf zwei Säulen, saec. 5 (Abb. Bull. crist. 1880); de Rossi weist nach, dass auch die alte Apsis von Sta. Maria maggiore in Rom (gleichfalls saec. 5) so gestaltet gewesen; vgl. die derselben Zeit angehörige Lampe der Sammlung Basilewski (Taf. 15, Fig. 13); ein sogar zweigeschossiger Umgang in der seltsamen kleinen Kirche Sto. Stefano zu Verona, in jetziger Gestalt etwa saec. 11.

Leichter zu vermeiden war der bezeichnete innere Widerspruch, wenn zwischen Langhaus und Apsis noch ein Querschiff sich einschob. Man sollte meinen, dass demnach dieser Raumteil, dessen Gebrauch bis in die ersten Anfänge der christlichen Basilikenarchitektur Italiens hinaufreicht, ständig und überall in das Programm des Basilikenplanes aufgenommen worden wäre. Allein dies ist, wenigstens während der antik-christlichen Periode, nicht eingetreten. Noch in den grösseren römischen Basiliken des 4. und 5. Jahrhunderts fehlt es fast nie, wohingegen gerade in jüngerer Zeit es eher entbehrlich gefunden wurde. Umgekehrt die Monamente der ravennatischen Gruppe ermangeln seiner durchweg; ohne Zweifel eine Wirkung der Beziehungen zum griechischen Ostreich. Wie die anderen Landschaften Italiens sich verhielten, ist genauer nicht mehr zu bestimmen. Den arianischen Westgoten in Spanien scheint das Querschiff unbekannt gewesen zu sein, hinwider im fränkischen Gallien war es viel im Gebrauch, worin man eine Frucht

der Verbindung mit dem römischen Stuhle zu erkennen hat. — In betreff der Form des Querschiffes ist zu unterscheiden, ob es mit seinen Enden über die seitlichen Fluchtlinien des Langhauses vortritt oder denselben sich anschliesst. Der erstere Modus ist im ganzen der weniger häufige, jedoch gerade Roms Hauptkirchen, der Lateran, S. Peter, S. Paul, weisen ihn auf, und dies mag die Ursache sein, dass die nordischen Pilger das Motiv gerade in dieser Ausprägung auf fassten und der heimischen Bauweise aneigneten; für die Fortentwicklung der Kirche im Mittelalter ein folgenreiches Präzedenz. — Eine feste Regel für die Breite des Querschiffes besteht noch nicht; man kann nur sagen, dass es hinter derjenigen des Hauptschiffes im Langhause beinahe immer zurückbleibt.

Die Bezeichnung »Transsept« für das Querschiff der christlich-antiken Zeit sollte lieber vermieden werden, weil hier noch keine wirkliche Durchschneidung vorliegt wie im kreuzförmigen Grundriss des Mittelalters. — Bei S. Paul in Rom beträgt die Ausladung nicht mehr als die zweifache Mauerstärke, erheblicher ist sie im Lateran und S. Peter. Dass die Breite diejenige des Mittelschiffes übertrifft, kommt nur einmal vor, bei S. Paul. — Querschiffe in Gallien: Saint-Denis (Taf. 43, Fig. 1), Montmartre, Ste. Geneviève; bei den zwei in der Chronik Gregors beschriebenen Basiliken zu Tours ungewiss. S. Trophime in Arles (nach Hübsch saec. 7) sicher erst mittelalterlich. — Um des Gegensatzes willen interessant ist ein Seitenblick auf die Marienkirche in Bethlehem (Taf. 17, Fig. 7); dass das Langhaus noch der Bau Konstantins sei, finden wir ganz glaublich, der Quer- und Chorbau dagegen kann nicht älter als justinianisch sein; es ist ein an die alte Basilika angehängter Zentralbau, und demgemäß das Transsept mit seinen Apsidenschlüssen zu beurteilen.

Die Anlagen ohne Querschiff besitzen zuweilen eine ideelle Andeutung des letzteren in dem durch Querstufen hervorgehobenen Chorraum. Immer durch Stufen ausgezeichnet ist die Apsis, doch nicht durch mehr als zwei oder drei. Wo die Ueberhöhung sich beträchtlicher erzeigt, ist jüngere Umgestaltung anzunehmen. Der durch die Stufen vom Gemeindehause abgesonderte Teil heisst *Bema*, *Tribunal* (von der forensischen Basilika entlehnte Ausdrücke) oder *sanctuarium*, *sacrarium*, *presbyterium*, *locus inter cancellos*, *τὸ αὐτοῦ* (weil unzugänglich für die Laien) u. s. w. Im Scheitelpunkte der Apsis mit der Stirn gegen die Gemeinde steht die Kathedra des Bischofs; ihr zu beiden Seiten, an den Halbkreis der Wand sich anschliessend, die Bänke (*subsellia*) der Priester; alles der Rangordnung gerecht durch

Stufen gehörig gesondert; davor — mathematisch das Zentrum des Apsidenzirkels, symbolisch das der ganzen Kirche — der Altar.

Die an Gestalt und Dienst des Altars sich knüpfenden mannigfältigen und diffizilen Fragen mögen den Theologen verbleiben; uns hat nur seine Bedeutung für die bauliche Komposition näher anzugehen. Nebenaltäre mit besonderem Weihetitel kommen in der That schon in der altchristlichen Periode vor, auf die Architektur hat aber nur der eine Hauptaltar Einfluss. Er ist der perspektivische Richtpunkt, die Seele und der Gebieter der ganzen Anlage, in allen Epochen der kirchlichen Baugeschichte der stärkste Anwalt für das longitudinale Kompositionsprinzip gegenüber den rein künstlerischen Reizen des Zentralbaues. Der Altar, als Vereinigungspunkt zwischen Priesterschaft und Volk, muss mit seiner einen Seite jener, mit der andern diesem zugewandt sein. Darum ist sein Platz am Rande des Bema: also, wenn ein Querschiff vorhanden, unter dem vorderen Triumphbogen desselben; wenn ein solches fehlt, unter dem Bogen der Apsis, vorbehaltlich leichter Schwankungen innerhalb dieser Grenzen. Sodann erhält er ausser nochmaliger Umschränkung und Stufenpodium ein eigenes Gehäuse, gleichsam ein kleines Tempelchen im grossen. Vier im Quadrat aufgestellte Säulen tragen einen Baldachin, der im Occident als Giebeldach (gewöhnlich noch ein zweites Geschoss, von Zwergsäulen vermittelt), im Orient als Kuppel gebildet ist (woher der Name *Ciborium*, κιβώριον = Becher). Höchster Luxus an edlen Steinen und Metallen drängt sich auf diesem Punkt zusammen. Endlich fehlen nicht Vorhänge, so für das Sanktuarium als Ganzes, wie für den Altar und die bischöfliche Kathedra jedes im besonderen, um in gewissen Momenten der Zeremonien die Abschliessung des im Mysterium des Opfers gegenwärtigen Gottes und seines Priesters vom profanen Volke zu vollenden — ein Abbild der Scheidung, wie die Kirchenväter sagen, von Himmel und Erde. — Unterhalb des Bema und des Altars, also schon im Mittelschiff des Langhauses, ist der Standort der niederen Geistlichkeit; weil diese den Sängerchor bilden, wird der Name »Chor« auch auf ihren Platz übertragen (nachmals im Mittelalter in verschobener Bedeutung synonym für Sanktuarium oder Apsis). — Die den Sängerchor vom Presbyterium oder auch das ganze Priesterhaus vom Laienhaus trennenden Schranken erheben sich zuweilen zu einer wirklichen Säulenstellung mit verbindendem Architrav ungefähr vergleichbar der Ikonostasis der griechischen Kirche und dem Lettner des Mittelalters, aber mit keinem von beiden genau sich deckend.

Zu den in die Augen fallenden Ausstattungsstücken gehört weiter der Ambo oder Bema im engeren Sinn (beide von $\beta\alpha\imath\nu\omega$, $\alpha\nu\alpha\beta\alpha\imath\nu\omega$, wegen der hinaufführenden Treppe). In ältester Zeit hatte der Bischof von seinem Stuhl aus die Versammlung überschaut und zu ihr gesprochen. Seit der Mitte des 3. Jahrhunderts findet sich eine eigene Rednerbühne, eben der Ambo. Je mehr dann die Dimensionen des Kirchengebäudes anwuchsen und je komplizierter die Ausstattung des Sanktuariums wurde, um so weiter musste der Ambo gegen das Gemeindehaus vorgerückt werden. Ausser zur Predigt diente er zu den liturgischen Lesungen (daher *lectorium*, *analogium*, *pulpitum*), welche je nach der Würde des Gegenstandes von einer höheren oder niederen Stufe herab vorgenommen wurden. Endlich kam er in der Zweizahl in Gebrauch, der eine für die Evangelien, der andere niedrigere und weniger geschmückte für die Episteln; jener, vom Altar gerechnet, rechts, dieser links.

Annähernd vollständige Gesamtbilder altchristlicher Choranlage sind erhalten im Dom von Torcello, in S. Clemente zu Rom (zwar erst saec. 12 ausgeführt, aber wohl in genauer Reproduktion älterer Muster), frühmittelalterlich im Bauplan von S. Gallen, im Dom von Salerno, in S. Pietro in Toscanella, in S. Miniato, vgl. Taf. 16, 27, 28, 42, 67, 69, 72. Für die einzelnen Stücke der Ausstattung lassen sich indes viel ältere Beispiele, wie sie hier und dort zerstreut sind, anziehen. — Zunächst ist nicht zu vergessen, dass in S. Clemente die Anordnung, im Vergleiche zu den grossen Kathedralkirchen und deren viel komplizierteren Zeremonien, noch einfach zu nennen ist. So sind z. B. die dort einfachen Priestersubsellien sonst häufig in mehreren Reihen amphitheatralisch angeordnet; als antike Parallele vgl. das sog. Auditorium des Mäcenas auf dem Esquiline. Zuweilen ist für den Bischofsstuhl eine kleine Nische eingebaut (Sta. Balbina, SS. Nereo e Achilleo zu Rom), gleichfalls schon dem antiken Profanbau geläufig. Wie bei allen Gelegenheiten, wo es besondere Auszeichnung gilt, werden zu den Bischofsstühlen am liebsten antike Spolien verwendet: so zeigt die in der vatikanischen Basilika aufbewahrte berühmte Kathedra des h. Petrus 18 elfenbeinerne Reliefplatten mit den Thaten des Herkules und den Zeichen des Tierkreises. Selbständige Arbeiten der christlichen Epoche: die Kathedra des h. Maximian im Dom von Ravenna, Holz mit Elfenbeinverkleidung, saec. 6. Aus Stein und in sehr einfachen Formen: in S. Giovanni Evangelista zu Ravenna, in S. Ambrogio zu Mailand, in den Domen von Torcello, Parenzo, Grado, letzteres Exemplar mit steinernem Baldachin, Taf. 29, Fig. 6.

In Rom nichts vor saec. 12, wohl die beiden ältesten in S. Clemente und S. Cesareo.

Die Stellung des Altars¹⁾ ist in S. Paul, Sta. Maria maggiore und in der Lateranskirche unter dem Triumphbogen des Querschiffes; abweichend, d. i. in der Apsis im S. Peter, wo der Grund wahrscheinlich der, dass man, um bis an die Ruhestätte des Apostels zu gelangen, einen Teil des vatikanischen Hügels schon jetzt abgraben musste und nicht auch noch mit dem ganzen Querschiff hineinrücken wollte. — In betreff der Gestalt des Altars beschränken wir uns auf eine kurze Bemerkung. Die aus altchristlicher Zeit, sei es real, sei es im Bilde, uns überlieferten Beispiele sind immer als Tisch charakterisiert, in einer Form, welche sich von der profanen in nichts unterscheidet: eine Tafel, getragen von einem mittleren oder vier Eckpfosten, oder auch auf zwei breiteren Füßen, Taf. 27, 29. Dagegen finden wir für die Theorie, dass neben der Tischform eine zweite, die sog. Sargform, als ebenso alte in Gebrauch gewesen, keinen ausreichenden Beweis; welches ja auch eine leere Tautologie wäre, da der wahre Sarg des Märtyrers unter dem Altar in der Confessio stand. Bei ein paar Darstellungen auf Mosaiken, z. B. im orthodoxen Baptisterium zu Ravenna, die man vielleicht dafür anrufen möchte, zeigt näheres Zusehen, dass die geschlossenen Seitenwände von einer herabhängenden gewebten Decke herrühren. Erst die jüngere Sitte, die Reliquien dem Altar selbst einzuverleiben, kann die geschlossenen Seitenwände, d. i. die in Rede stehende Sargform (manchmal antike Badewannen) erzeugt haben; eine Kombination von Reliquienschrein und Tisch im Baptisterium zu Ravenna, saec. 6?, Taf. 29, Fig. 1. — Ciborien oft auf Reliefs und Mosaiken abgebildet, schon über heidnischen Altären. Eines der ältesten, freilich nur fragmentarisch erhaltenen Exemplare wird dasjenige in der Unterkirche S. Clemente mit der Weiheinschrift des Mercurius (a. 514—25) sein; sonst die römischen alle jünger, doch wohl mit Wiederholung alter Muster. — Das Ciborium über dem Hauptaltar des S. Peter, gestiftet von Papst Leo III., war aus vergoldetem Silber im Gewichte von $2704\frac{1}{4}$ Pfund; in der Laterankirche von 1227 Pfund. — Auch die ältesten Ambonen sind nicht in Rom, sondern in Ravenna zu suchen: in Sto. Spirito und St. Apollinare nuovo, saec. 6, im Dom und in SS. Giovanni e Paolo, etwa saec. 8; weiteres in Grado, Parenzo, Torcello etc. Charakteristisch für ihre Gestalt ist der halbrunde Ausbau der Brüstung, an den römischen Denkmälern (erst mit saec. 12 beginnend) unterscheidende Auszeichnung des Evan-

¹⁾ Das grosse Werk von Rohault de Fleury: *La messe et ses monuments*, Paris 1883, ist uns leider bis zur Drucklegung noch nicht zu Händen gekommen.

geliendambo vor dem rechtwinklig gebrüsteten Epistelambo. — Die Säulenstellung vor dem Presbyterium der vatikanischen Basilika (Taf. 18, Fig. 28) muss in hohes Alter hinaufreichen, da schon Papst Gregor III. eine zweite Reihe hinzufügte; nach dem Volksglauben Reliquien aus dem Tempel von Jerusalem, unzähligemal von Malern verwertet. Eine ähnliche Halle, von 20 Säulen, erhielt durch Papst Leo III. (a. 795—816) die Paulsbasilika, von uns im Grundriss (Taf. 17) vermutungsweise eingezeichnet. Im Mittelschiff: Bas. Ursiciaña zu Ravenna (Taf. 17). Erhaltene Exemplare: im Dom von Torcello (Taf. 28), Sta. Maria in valle bei Cividale (Dartein). Besonders gegen Ende unserer Epoche scheint die in Rede stehende Anordnung sehr verbreitet gewesen zu sein; über die karolingische Basilika zu Michelstadt vgl. unt. Buch II; mehrmals in frühromanischen Kirchen Spaniens, vielleicht direkte Reminiszenz aus der Westgotenzeit (Taf. 75, Fig. 4, 5); Ikonostasis nach griechischer Weise, d. h. eine förmliche Scheidewand, in der Kirche des mit griechischen Mönchen besetzten Klosters S. Sabba zu Rom. — Den massenhaften Gebrauch gewebter Vorhänge bezeugen reichlichst sowohl die bildlichen wie die Schriftquellen. Hier nur ein paar Beispiele. Gregor IV. stiftete für S. Paul ein mit Darstellungen der Verkündigung und der Geburt geschmücktes, vermutlich zweiteiliges, Velum, das, vom Triumphbogen herabhängend, das Mittelschiff in ganzer Breite abzusperren vermochte; außerdem 24 kleinere Cortinen für das Presbyterium. Am Altartabernakel von S. Clemente sind eiserne Tragestangen und Ringe noch gegenwärtig sichtbar; desgl. in der Portalhalle von Sta. Maria in Cosmedin.

Auf weitere Details einzugehen ist nicht Sache dieses Werkes. Wer sich einen Begriff machen will von dem mit der Zeit anwachsenden Gedränge der Ausstattungsgegenstände in manchen besonders ehrwürdigen Kirchen, möge den Plan des alten S. Peter bei Fontana nachsehen.

Noch haben wir einen Bauteil nicht betrachtet, der unscheinbar, ja dem Anblick fast ganz entzogen, für das christliche Gemüt bedeutungsvoller war als jeder andere: wir meinen das Märtyrergrab. Die diokletianische Verfolgung mit ihrer ungeheuren religiösen Spannung und ihren erschütternden Kontrasten von Schwäche und Todesenthusiasmus erzeugten die unbegrenzte Verherrlichung des Leidens und seiner Helden, welche in dem Religionswesen der nächsten Jahrhunderte einen hervorstechenden Charakterzug bildet. Nicht bezeichnender konnte das neue Weltalter sich introduzieren als durch Einrichtung der grossartigen Triumphalkirchen über den Gräbern der vornehmsten Glaubenszeugen. Demnächst aber wollten auch die im Innern der Städte entweder

schon vorhandenen oder neu errichteten Kirchen so teuerwerten Schatzes nicht entbehren, es begannen die seitdem eine so grosse Rolle spielenden Uebertragungen heiliger Gebeine (in Rom seit den Gotenkriegen häufig). Wie das Leiden des Bekenners Nachfolge des Leidens Christi ist, so wird sein Grab in nächste Beziehung zu dem Altar gesetzt, auf dem sich das Opfer Christi täglich erneuert. — In baulicher Hinsicht ergiebt sich am einfachsten diese Anordnung, dass die Flur der Kirche in gleiche Ebene mit der Decke der Grabkammer (*confessio, martyrium, memoria*) zu liegen kommt, und dass genau über dem letzteren der Altar seine Stelle erhält. In der Regel freilich konnte dies nur um den Preis mühsamer Abgrabung und Ebnung des Terrains erreicht werden. Z. B. die Tribuna des alten S. Peter lag in einer förmlichen Aushöhlung des vatikanischen Hügels und man begreift die häufigen Klagen des Papstbuches über Beschädigung der Mauern durch Wasseransammlung. In S. Lorenzo f. l. m. liegt der Fussboden 3 Meter unter dem gegenwärtigen Niveau und lag noch ein gut Stück tiefer unter dem ursprünglichen. Aehnlich der Ostbau von Sant' Agnese. Trotz solcher Anstrengungen war es häufig nicht einmal möglich, in der oben angegebenen Weise an das Cubiculum heranzukommen, in welchem Falle man zwischen die Decke des letzteren und das Podium des Altars noch einen Hohlraum (so im S. Peter) einschob; Stufen führten zu ihm hinab (*catastasis*), eine vergitterte Oeffnung im Boden (*umbellicus, fenestrella*) zeigte den Sarg und vermittelte den mystischen Verkehr der Gläubigen mit demselben; auch ein eigener Altar befand sich da, dem noch höhere Würde zuerkannt wurde, wie dem Hochaltar. — Einfacher stellt sich die Sache, wenn das Grab nicht das ursprüngliche, sondern für transferierte Gebeine neu hergerichtet war. Dann wird keine oder nur eine geringe Vertiefung angenommen und man beschaut die Confessio durch ein Fenster in ihrer senkrechten vorderen Wand (Taf. 29, F. 2). Endlich verzichtet man auf die Confessio wohl auch ganz und macht den Altar selbst zum Behälter der heiligen Reste, wählt einen antiken Sarkophag, eine Badewanne oder dergleichen dazu, kurz: giebt ihm im Laufe des Mittelalters mehr und mehr die geschlossene sogenannte Sargform. Ist hiermit der Weg angedeutet, auf welchem die Märtyrergruft allmählich aus dem Bestande der Kirchenarchitektur ausscheidet — was konsequent vom gotischen Stil durchgeführt ist — so tritt vorher noch eine Epoche ein, in der es vielmehr erweitert, in der die Confessio zu einer selbständigen Unterkirche, zur Krypta, ausgebildet wird. Diese Entwicklung beginnt zwar schon im

letzten Abschnitt unserer Epoche, ist aber vorzüglich charakteristisch erst für die romanische und soll bei dieser zusammenhängend abgehandelt werden.

4. Der innere Aufbau.

Der Stil der christlichen Basilika ist ein abgeleiteter, und zwar ein abgeleiteter in zweiter Ordnung. Wer mit dem Massstabe der originalen hellenischen Kunst an diese Spätlingsschöpfung herantritt, wird umsonst suchen nach dem, was die Seele jener gewesen war, nach dem Anklang an das lebendige Kräftespiel der Natur, nach der sinnbildlichen Erläuterung des Struktiven durch das Formale; er wird Klage führen, dass die Freiheiten, auf die ein abgeleiteter Stil recht hat und von denen schon die römische Baukunst reichlichsten Gebrauch gemacht hatte, hier zur Anarchie entartet seien; dass das eigentlich Architektonische auf das materiell notwendige Minimum eingeschränkt sei, während die Dekoration in unbefugter Selbständigkeit und Breite ihr Wesen treibe. Trotz alledem entbehrt die Basilikenarchitektur mit nichten eines ausgesprochenen Kunstprinzipes. Das, worin sich für diesen Stil alles Interesse konzentriert, ist das perspektivische Bild für das dem Altar zugewandte Auge, erzeugt in erster Linie durch den Raumeindruck im ganzen, akkompagniert und zu individueller Stimmung abgetönt durch die Lichtführung und den farbigen Ueberzug aller Flächen. In diesen Stücken bewahrt das künstlerische Bewusstsein noch volle Lebensenergie. In ihnen werden einfach-grosse Wirkungen von höchstem Werte nicht nur gewollt, sondern auch erreicht¹⁾. Es ist dasselbe, was mit umfassenderem Programme die römische Baukunst von jeher angestrebt hatte; hier freilich höchst einseitig und wenig wählerisch in den Mitteln durchgeführt; denn diese Spätzeit weiss von den beschränkenden Rücksichten, deren die älteren Jahrhunderte gegenüber den Griechen noch sich schuldig gefühlt hatten, nichts mehr. Der christliche Basilikenstil be-thätigt sich wesentlich als Raumkunst; das ist seine Stärke und ist seine Schwäche.

¹⁾ Die Macht und zugleich die Grenze dessen, was die Raumkategorie allein für sich in der Gesamtheit des architektonisch Schönen vermag, ist nirgends besser zu studieren als in dem Neubau der Paulsbasilika, wo die echte alte Bauform mit moderner, stil- und stimmungswidriger Dekoration eine Misere hat eingehen müssen.

In vollem Missverhältnis zu den grossen Intentionen der Raumbildung steht die Gleichgültigkeit oder Resignation in bezug auf Dauerhaftigkeit des Materials, die geringe persönliche Freude an tüchtiger Werkleistung als solcher, der Mangel — um es kurz zu sagen — an Monumentalität. In der heidnisch-antiken Monumentalarchitektur war der möglichste Ausschluss vergänglicher Materialien, also auch des Holzes, aus dem konstruktiven Gefüge erste Bedingung der monumentalen Würde gewesen: die griechischen Säulenordnungen sind durch die Steinbalkendecke bedingt; nur in dem für die künstlerische Intention des Tempels weniger wichtigen Innern wurden Holzbalken zugelassen; reichlicheren Gebrauch vom Holze, altitalischen Gewohnheiten folgend, machen die Römer, wiewohl ihre eigentlichsten Wünsche doch erst im Gewölbebau sich verwirklichen. Die Decke der christlichen Kirchenbasilika hingegen ist grundsätzlich und immer aus Holz. Durch ihre historischen Anfänge an die leichte Konstruktionsweise des Privatbaues gewöhnt, kommt sie über diese nie mehr hinaus, auch nicht nachdem sie sich zu den Dimensionen und den idealen Ansprüchen des Monumentbaues erhoben hat. Die Versuche der Profanarchitektur, das basilikale Plan- und Querschnittsschema mit gewölbter Decke zu kombinieren (wovon in der sog. Konstantinsbasilika zu Rom ein hochbedeutendes Zeugnis erhalten ist), fanden in der kirchlichen Baukunst des Abendlandes keine Nachfolge. Gewiss nicht ist diese Ablehnung Folge technischen Unvermögens. Es fehlte lediglich der Wille. Die Zeit war geistig zu erschöpft und bewegungsscheu, die Macht der Tradition bereits zu stark, um ein neues, wiewohl nicht unvorbereitetes Problem noch auf die Tagesordnung zu setzen. Zudem hätte auf die durch die Holzdecke ermöglichte bequeme, flüchtige und aufwandlose Behandlungsweise der stützenden Teile Verzicht geleistet werden müssen. In hohem Grade desorganisierend wirkte dann der Brauch, alles formierte Detail, von der Säule bis herab zur kleinsten Konsole, geplünderten antiken Gebäuden zu entlehnen. Das eigene Werk der christlichen Architekten ist allein der Mauerkörper. Bei seiner Herstellung wird die leichte Behandlungsweise, welche die geringe Last der hölzernen Decke und die treffliche Bindekraft des Puzzulanmörtels gestatteten, bis aufs äusserste ausgebeutet. Der Backstein ist das bestimmende Material. Wo er zu haben ist — und er ist es an allen wichtigen Stätten der altchristlichen Bauthätigkeit — wird er allein angewendet, nicht mehr durch Haustein verkleidet wie in der guten römischen Zeit, sondern offen zu Tage tretend. In Rom und überhaupt in den meisten

Gegenden Italiens geht die glänzend-solide Steintechnik der Vorzeit auf lange Zeit hinaus verloren, während die Kargheit und Flüchtigkeit in der Behandlung des Backsteinwerkes, schon im 3. Jahrhundert eingeleitet, nun fortgesetzt zunimmt. Welche Einbusse der Dauerhaftigkeit daraus erwachsen musste, versteht sich von selbst, mag auch dieselbe einigermassen wieder aufgewogen werden durch die Leichtigkeit, mit der Beschädigungen ergänzt, ja durchgreifende Umbauten ohne Preisgebung der alten Werkstücke vorgenommen werden konnten. Ein Vorteil, welchen man jedoch kaum sehr wird preisen wollen. In ihm liegt eine der Ursachen, weshalb die Bauthätigkeit der Stadt Rom aus dem immer sich wiederholenden Kreislauf von Verfall und Restauration nicht mehr herauskam, während des ganzen Mittelalters von jeglichem aktiven Anteil an der kirchlichen Architekturentwicklung des Abendlandes sich ausschloss.

Mit einem Worte wenigstens muss hier der abweichenden und in den Augen vieler noch immer massgebenden Doktrinen von Hübsch gedacht werden. Es ist zu beklagen, dass das grossartig angelegte und mit dem hingebenden Fleisse der Begeisterung durchgeföhrte Werk dieses gelehrten Architekten der kunstgeschichtlichen Forschung unverhältnissmässig geringen Nutzen gebracht, ja vielfach sie desorientiert und auf Irrwege geföhrt hat. Dass Hübschs allgemeine Doktrin von vorgefassten Meinungen beeinflusst ist, erkennt man bald; leider ist unter dem Bann der letzteren auch sein fachmännischer Blick in der Detailbeobachtung getrübt, sein Urteil oft zu unbegreiflichen Willkürlichkeiten verführt. In betreff des Ursprungs des christlichen Kirchenbaues teilt Hübsch in vollem Umfange die Ansichten von Zestermann und Kreuser, d. h. betrachtet ihn als ureigene und autonome Schöpfung. Der antiken Baukunst ist die christliche, nach Hübsch, technisch sowohl als künstlerisch in mehreren Stücken überlegen; und ihr Verhältnis zu den nachfolgenden Epochen bezeichnet er dahin, »dass während des ganzen Mittelalters kaum ein neues Motiv für den eigentlichen Kirchenbau weiter erfunden wurde — mit Ausnahme der demselben mehr organisch einverleibten Stellung der Glockentürme.« U. a. soll die altchristliche Baukunst auch schon vollkommen durchgeföhrte Gewölbebasiliken besessen haben. Alle von Hübsch für diese Behauptung angeführten Belege beruhen entweder auf evident falscher Datierung oder noch häufiger auf aus der Luft gegriffener Restauration. Nur einige Fälle eingewölbter Seitenschiffe (so bei St. Agnese f. l. m., Sta. Croce in Jerusalem, S. Pietro in vincoli, S. Crocifisso bei Spoleto etc.) sind so beschaffen, dass der altchristliche Ursprung wenigstens auf den ersten Blick noch als mög-

lich erscheint. Genaue bautechnische Untersuchung, die erst nach Wegräumung des Stukkés möglich wäre, ist noch nicht vorgenommen worden. Doch zeigt schon die äussere Form, dass hier überall jüngere Einschiebel vorliegen. Wann dieselben vorgenommen, kann nicht näher bestimmt werden, da sämtliche in Frage kommenden Monamente eine ganze Folge von Restaurationen erlebt haben; man kann nur sagen, dass die allgemeine Präsumption durchaus erst fürs Mittelalter spricht.

Beginnen wir nun die analytische Betrachtung des Systems.

Die Proportionen des Aufbaus charakterisieren sich, verglichen mit den im Mittelalter üblichen, durch stärkere Accentuirung der Breitendimension des Hauptschiffes. Und zwar nicht bloss im Verhältnis zur Breite der Seitenschiffe, sondern noch auffälliger im Verhältnis zur eigenen Höhe. Die römischen Basiliken des 4. bis 9. Jahrhunderts zeigen im Vergleiche der beiden Linien einen Höhenüberschuss von $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{9}$, mitunter sogar noch weniger, und niemals mehr wie $\frac{1}{7}$; die ravennatischen dagegen schon im 6. Jahrhundert $\frac{2}{8}$ bis $\frac{2}{7}$. Unter allen Verhältniszahlen ist im basilikalen Schema diese die für den Raumeindruck wichtigste, wogegen die Höhendimension der Seitenschiffe weniger in Betracht kommt, da sie mit derjenigen des Mittelschiffes niemals gleichzeitig vom Betrachter aufgefasst wird. Das nämliche gilt vom Querschiff. In der Regel ist dessen Höhe jener des Mittelschiffes gleich, zuweilen auch ein wenig geringer.

Die seitlichen Wände des Hauptschiffes sind in ihrer untern Hälfte behufs Kommunikation mit den Seitenschiffen in Freistützen aufgelöst. In solchem Falle hatte die römische Architektur der älteren Zeit die Bedeutung der Stütze als Ersatz der Mauer deutlich hervortreten lassen, indem sie ihr Pfeilergestalt gab. Von dieser Regel nun sagt sich die christliche Epoche vollständig los: sie verwendet den Pfeiler bloss ausnahmsweise und mit deutlicher Geringschätzung: ihr eigentliches Ausdrucksmittel ist stets und ständig die Säule. Strenge Stilisten haben hierin etwas bemerkenswert Unantikes finden wollen. Man sage lieber, und die Kritik trifft dann zu: etwas Ungriechisches. Denn es ist nicht zu verkennen, dass hiermit die christliche Architektur nur einer Neigung freies Spiel liess, durch welche von jeher der römische Baugeist vom griechischen sich unterschieden hatte, — der Neigung, das die Struktur Bestimmende mehr im materiellen Bedürfnis als in logischer Strenge der Formensymbolik zu suchen. Was fortgesetzt zu gunsten der Säule sprach, ist klar genug: die lichtere Durchsicht in die Seitenschiffe, das

Wohlgefallen an der geschmückteren Gestalt und dem glänzenderen Material, endlich nicht an letzter Stelle die Gelegenheit, ohne Mühe und Kosten aus verödeten heidnischen Gebäuden sie herüberzunehmen.

War aber einmal der funktionelle Unterschied von Pfeiler und Säule verwischt, so that die christliche Architektur ganz recht, dass sie nun auch ohne Beschränkung diese die Rechtsnachfolgerin jener werden liess. Dahin gehört obenan die Verbindung der Säule mit dem Bogen. So unwidersprechlich es richtig ist, dass der als Säule gestaltete Träger, wenigstens so wie die antiken Ordnungen ihn ausgebildet hatten, auf eine horizontal ausgebreitete Last hinweist: so gewiss ist auf der andern Seite, dass die streng genommen unlogische Kombination mit der aufsteigenden Linie des Bogens nicht erst durch den christlichen Kirchenbau eingeführt ist, sondern dass dieser lediglich einem gegen Ende des 3. Jahrhunderts allgemein werdenden Umschwunge des Stilgefühls sich anschliesst. (Bekanntestes Beispiel: Diokletians Palast in Spalato.) Die von Bauteil zu Bauteil fortschreitende Verdrängung der Geraden und des rechten Winkels durch die Bogenlinie — im Grundriss reichliche Verwendung halbrunder Exedren, im Aufbau Bogenthüren, Bogenfenster etc. — ist nur ein folgerichtiges Ergebnis der von den Römern der Gewölbekonstruktion erteilten Machtstellung, welche nun auch das flachgedeckte System in ihre Konsequenzen hineinzieht. An Orten, wo in grosser Menge Denkmäler aus der klassischen Epoche das Auge in der Gewöhnung an den geradlinigen Architravbau erhielten, blieb dieser eine Zeitlang noch neben der Archivolte in Uebung, in andern Gegenden aber siegte die letztere schnell. So ist schon in Ravenna der Bogen ausschliesslich in Geltung. In Rom haben vielleicht noch die meisten Kirchen des 4. Jahrhunderts das gerade Gebälk gehabt; sporadisch kommt es noch bis ins 9. Jahrhundert vor und wird wieder in der Restaurationsepoke des 12. und 13. geradezu vorwaltend.

Ueber dem mit einem Gesimse abschliessenden Kolonnadengeschoss erhebt sich die Obermauer ohne jegliche architektonische Gliederung als die durch die Fenstereinschnitte von selbst gegebene. Was man weiter zu ihrer Belebung noch verlangte, wurde der malerischen Dekoration zu thun überlassen.

Von Pfeilerbasiliken besinnen wir uns in Italien nur auf zwei Beispiele: Sta. Sinforosa, neun Miglien von Rom an der Via Tiburtina, und die (ältere) Basilika des H. Felix in der Beschreibung des Paulinus von Nola; S. Vittore in Ravenna, von Hübsch saec. 6 angesetzt,

dürfte mittelalterlich sein. Selbstverständlich ist die Anwendung des Pfeilers, wenn auch auf anspruchslosere Bauten beschränkt, eine häufigere gewesen. Die achteckigen Pfeiler in SS. Nereo e Achilleo zu Rom können nicht älter sein als die Restauration des saec. 13, ja vielleicht erst saec. 16. In SS. Vincenzo e Anastasio alle tre Frotane gleichfalls erst aus einem (welchem?) der mehrfachen mittelalterlichen Umbauten. Wirkliche Pfeiler dagegen in den im Untergeschoss offenen profanen Basiliken Sta. Croce und St. Andrea in Barbara (vgl. die Grundrisse Taf. 15, Fig. 10, 12). — Der Wechsel von Pfeilern und Säulen ist eine seltene und consequenzlose Erscheinung. In bewusster künstlerischer Absicht zuweilen in Griechenland: frühes Beispiel S. Demetrios in Thessalonica (saec. 5—6) wo die 3×3 Säulen jedesmal von einem Pfeiler unterbrochen werden. Aehnlich die der Schola Graeca gehörige Kirche Sta. Maria in Cosmedin zu Rom (Taf. 16, Fig. 9). Die Unregelmässigkeit der Intervalle bezeugt nachträgliche Mutation. Hier dienen die Pfeiler zur Markierung der rituellen Abteilungen (Presbyterium — Sängerchor — Oratorium Populi); das Gleiche ist der Zweck des einen Pfeilers in S. Clemente, und vermutlich überall, wo diese Anlage im Mittelalter sonst noch begegnet, z. B. S. Maria fuorcivitas in Lucca (Taf. 67, Fig. 4). — Eine andere Bedeutung haben die oftgenannten Pfeiler von Sta. Prassede (Taf. 16, Fig. 1 und Taf. 45, Fig. 1). Sie sind im Grundriss quer gestellt und tragen kräftige Kragsteine, von welchen aus Gurtbögen sich über das breite Mittelschiff spannen — zweifellos (wie u. a. die Stellung der jetzt vermauerten, aber von aussen noch erkennbaren alten Fenster beweist) später eingebaute Notstützen; über den baugeschichtlichen Zusammenhang vgl. Buch II, Kap. 1.

Proportionen. Die Höhe des Architravs, beziehungsweise der Arkadenöffnungen steht zur Gesamthöhe des Mittelschiffes in einem nur wenig schwankenden Verhältnis. Beispiele aus Rom: Sta. Maria maggiore $4,44 : 10$; Sta. Sabina $4,5 : 10$; S. Paolo $4,1 : 10$; aus Ravenna: St. Apollinare nuovo $5,2 : 10$; St. Apollinare in Classe $4,3 : 10$. Zwischen diesen Zahlen und den oben S. 103 für das Verhältnis der Gesamthöhe zur Breite angegebenen besteht, wie man sieht, eine feste Korrespondenz. — Für die Interkolumnien giebt es einen festen Kanon nicht mehr. In den älteren Monumenten bleibt ihre Proportion der traditionellen der römischen Baukunst noch ziemlich nah, aber je mehr der Vorrat verfügbarer antiker Säulen zusammenschmilzt, um so mehr nehmen die Intervalle zu, und relativ gross sind sie von Anfang an in Ravenna, wo die Säulen neu gearbeitet wurden. Bei fünfschiffigen Anlagen wurden ohne Anstoss die äusseren Kolumnaden niedriger angenommen: S. Peter, S. Paul; in der Lateranskirche (saec. 9) sind nicht einmal die Interkolumnien der

äusseren Reihen denen der inneren gleich — eine erstaunliche Stumpfheit des Symmetriegefühls. Weiter wird mit der Zeit auch die Gleichartigkeit der Säulen innerhalb einer und derselben Reihe preisgegeben, zeigt sich regelloser Wechsel von Säulen nicht nur verschiedener Ordnung, sondern auch verschiedener Grösse und verschiedenen Materials, wird von den zu hohen ein Stück abgeschlagen oder eingegraben, werden die zu kurzen auf Sockel gestellt oder mit Kämpfern ausgerüstet. Schliesslich haben die Restauratoren des 16. und 17. Jahrhunderts nach ihrer Weise, durch Abmeisselung oder Stucküberzug, die Disharmonie wieder gut zu machen gesucht. In manchen Kirchen, z. B. Sta. Maria in Trastevere, Sta. Maria in Araceli, sieht man noch heute ergötzliche Musterkarten jener naiven Buntheit.

Von den Basiliken des saec. 4, soweit sie noch relativ unversehrt sind, haben über den Säulen gerades Gebälk: Sta. Maria maggiore, S. Lorenzo f. l. m. (im Erdgeschoss), S. Clemente Unterkirche (?), S. Pietro in Vaticano (nur im Mittelschiff, während zwischen den Seitenschiffen Archivolten); durchweg Bogen allein die ravennatisch beeinflusste Paulskirche. Ausserhalb Roms findet sich gerades Gebälk gar nicht, in Rom noch in S. Martino ai Monti saec. 6, Sta. Prassede saec. 9. Bemerkenswerte Vorliebe für den Architravbau wieder in der Restaurationsepoke saec. 12 und 13: S. Crisogono, S. Lorenzo Vorderkirche, Sta. Maria in Trastevere und in den sämtlichen zahlreichen Vorhallen aus dieser Zeit. Zur Konstruktion bemerken wir noch, dass behufs Verteilung des Druckes über den Architraven von Säulenaxe zu Säulenaxe Flachbögen gesprengt zu sein pflegen, die jedoch durch die Dekoration dem Anblick verhehlt werden. Ein Idiotismus des Bischofsitzes von Narni ist die Verwendung dieser Flachbögen auf ihren zwischenliegenden Architrav; Vorhalle der Pensola, Hauptschiff des Doms (Taf. 71, Fig. 1).

Erschien uns schon bei Betrachtung des Grundrisses als Seele und Beherrscher des Gebäudes der Altar, so klingt dessen Macht noch viel vernehmlicher aus dem Aufbau uns entgegen. Für den in der Mittelaxe des Hauptschiffes stehenden Beschauer deckt sich der Altar genau mit dem perspektivischen Verschwindungspunkte der grossen Horizontallinien. Auf seinen Ort, auch wenn er selbst hinter Gittern und Tüchern verborgen sein sollte, wird der Blick mit Notwendigkeit hingelenkt. Hier ist es, wo der scheinbar in immer kürzer werdenden Intervallen vorwärts eilende Rhythmus der Säulen und Bögen stille steht, wo dieser zweigeteilte Bewegungsstrom sich gleichsam aufstaut und emporsteigt, um in der Halbkreislinie der Apsidenwölbung sich zu vereinigen — ein Finale von unvergleichlich einfacher, ruhiger, majestätischer Wirkung.

Immer erscheint dem Auge das Sanktuarium, obgleich nach der Grundfläche berechnet nur ein kleiner Bruchteil des Ganzen, als der beherrschende Hauptaccent des Bildes.

Ist die Tribuna durch ein Querschiff vom Langhause getrennt, so wird dem Bogenmotiv Vervielfältigung zu Teil, d. h. die mit dem Langhaus zusammenstossende Wand des Querschiffs wird in weiten Bögen gegen jenes geöffnet, ebenso vielen als es Schiffe besitzt. Den ins Hauptschiff führenden pflegt man, mit einem Terminus von ancheinend erst modernem Ursprunge, Triumphbogen zu nennen. Alles Nähere wird aus unsren Abbildungen genügend ersichtlich.

Von der Decke wurde bereits gesagt, dass sie, ausgenommen das halbe Kuppelgewölbe der Apsis, durchaus von Holz gezimmert war. Und zwar war beides nebeneinander im Gebrauch: die Vertäfelung nach Art der antiken Kassettendecken und das offene Zutagetreten der Dachrüstung. Einige, zwar nicht mehr aus altchristlicher Zeit, doch aus dem Mittelalter erhaltene Beispiele liefern den Beweis, dass auch die letztere Form einer echten künstlerischen Behandlung fähig ist.

Nicht richtig ist, dass in den älteren christlichen Jahrhunderten allein die Felderdecken in Uebung gewesen seien und erst die Armut der späteren Zeiten ihrer sich entwöhnt habe, vielmehr sind offene Dachstühle zu keiner Zeit bei den Römern verschmäht gewesen; s. Vitruvs Basilika zu Fanum; dann die Basilika zu Tyrus und die älteste Peterskirche, andererseits hat S. Paul noch im 9. Jahrhundert eine neue Lacunariendecke erhalten; auf eine solche weisen vermutlich auch das mehrfach vorkommende Namensepitheton »in coelo aureo«. Haben nicht vielleicht einige solcher Decken bis ins 15. Jahrhundert sich erhalten und den Renaissancekünstlern zum Muster gedient?

Als eine Gruppe für sich, nicht nur durch die Bauform, sondern auch nach ihrer chronologischen Begrenzung, zeigen sich die Basilikenanlagen mit Langseitemporen. Diese der forensischen Basilika sehr geläufige Anordnung ist der ecclesialen ursprünglich fremd. Vom Occident kann dies mit Bestimmtheit behauptet werden; nicht so sicher vom griechisch-orientalischen Gebiet, wiewohl auch hier, nach Ausweis der syrischen und palästinensischen Monamente des 4. und 5. Jahrhunderts die eingeschossigen Anlagen die gewöhnlichen gewesen zu sein scheinen. Im Laufe des 6. Jahrhunderts dagegen werden in der Bausitte der griechischen Kirche die Emporen zur Regel, wohl nicht allein aber am stärksten bedingt durch die hier mit noch grösserer Strenge als im Abendlande durchgeföhrte Scheidung der Geschlechter.

Der Bautypus Ravennas, sonst so vielfältig mit griechischen Ingredienzien durchsetzt, hat die Emporen jedoch nicht adoptiert. Dagegen kam für Rom eine Periode, in der es sich damit noch befreunden lernte. Sie dauert, einer unzweideutig byzantinisierenden Richtung der dekorativen Künste parallel laufend, vom letzten Viertel des 6. bis ins erste des 9. Jahrhunderts; d. i. gerade so lange wie die mehr durch die Not barbarischer Angriffe als durch eigne Neigung bestimmte Abhängigkeit des römischen Stuhles vom Kaiserhofe in Byzanz.

Das früheste datierte Beispiel und wahrscheinlich früheste überhaupt giebt S. Lorenzo f. l. m., erbaut von Papst Pelagius II. (a. 578—90) nach der Besetzung der Stadt durch die Griechen. Das Säulen- und Architravmaterial des Erdgeschosses sowie der Grundplan werden wohl noch vom Baue Sixtus III. (a. 432—440) herrühren; die Kämpferwürfel über den Säulen der Emporen bezeugen aber ebenso zweifellos wie das Triumphbogenmosaik den Einfluss von Byzanz. Dann folgt Sant' Agnese f. l. m. (635—38), sehr ähnlich disponiert und gleichfalls mit Kämpferwürfeln. Die harmonische Eingliederung des neuen Motives in die Gesamtproportionen ist in beiden Fällen nicht recht geglückt: übel namentlich die hohe Mauerfläche über dem Apsidenbogen. Die erst in unserem Jahrhundert beseitigten Langschiffemporen in Sta. Cecilia in Trastevere stammen von Papst Paschalis (a. 817—24); von demselben (?) die Querschiffemporen in Sta. Prassede. Weitere teils ganz, teils in Spuren vorhandene Emporen: in S. Pietro in vincoli (?) und SS. Quattro Coronati zu Rom, Sta. Maria maggiore zu Capua; — in betreff deren Datierung hat man die Wahl zwischen verschiedenen Restaurationsperioden von saec. 7—9.

Schliesslich ist noch der zweite grosse Faktor des architektonisch Schönen, die Beleuchtung, in Betracht zu ziehen. Die altchristliche Architektur ist eine in hohem Grade dem Licht freundlich gestimmte. In bezug auf die Verteilung dieses Elementes aber herrschen nicht unbeträchtlich verschiedene Grundsätze in der römischen und der ravennatischen Baugruppe. Im allgemeinen gilt, dass die römische Basilika allein die Hochwände des Mittelschiffs mit Fenstern versieht, die ravennatische ausserdem noch die Seitenschiffe und die Apsis. In der ersten Anlage erkennen wir eine Vererbungsform aus dem Privathause wieder und unbestreitbar giebt sie die schönere und feierlichere Wirkung; sie charakterisiert nachdrücklicher den Raum als einen geschlossenen, sie sondert ruhiger voneinander die belichteten und beschatteten Massen. Vielleicht noch fühlbarer als durch die dunklen Seitenschiffe wird der Unterschied der römischen Basiliken von den ravennatischen durch die

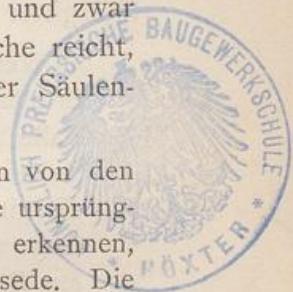
dunkle Apsis. Die Art, wie die schimmernde Pracht des Altartabernakels von der farbigen und goldenen Dämmerung der Tribuna sich abhebt, mutet uns an, wie eine Erinnerung an das Götterbild der Tempelcella, — die polygone Apsis Ravennas mit ihrem scharf und streifig einfallenden Sonnenlicht wie die frühe Vorahnung eines gotischen Chors. Indessen darf nicht übersehen werden, dass an diesem Unterschiede das ästhetische Bewusstsein keineswegs alleinigen Anteil hat: er entspringt zuerst aus dem liturgischen Unterschiede, dass die römischen Basiliken, wenigstens die massgebenden älteren, immer gegen Abend, die ravennatischen gegen Sonnenaufgang orientiert sind.

Was die Axenstellung der Fenster betrifft, so ist Regel, dass auf jedes Intercolumnium des Untergeschosses ein Fenster in die Hochwand kommt¹⁾. Die Zahl der Fenster ist also eine sehr grosse, und zwar um so grösser, je höher hinauf die Entstehungszeit der Kirche reicht, weil dies gleichbedeutend mit der grösseren Dichtigkeit der Säulenstellung ist.

Die Restaurierungen des 16. bis 18. Jahrhunderts pflegten von den alten Fenstern die Hälfte oder Zweidrittel zuzumauern; die ursprüngliche Beschaffenheit häufig noch an der Aussenwand zu erkennen, z. B. Sta. Maria maggiore, S. Lorenzo in Lucina, Sta. Prassede. Die Fensterlosigkeit der Seitenschiffe ist bezeichnenderweise nicht bloss den Basiliken der Innenstadt Rom, sondern auch den vor den Thoren liegenden, wie S. Lorenzo und St. Agnese, eigen. Auch die Abbildungen der Peterskirche zeigen an dieser Stelle nur wenige, offenbar erst später eingebrochene. Eine Ausnahme machte S. Paul, doch auch nur vielleicht; die vor dem letzten Brände sichtbaren Seitenschiffsfenster waren gotisch; immerhin könnten schon ursprünglich solche vorhanden gewesen sein, da ravennatisch-byzantinischer Einfluss, durch die kaiserlichen Bauherren erklärt, auch in anderen Stücken hier wahrzunehmen ist, in der östlichen Richtung der Apsis und der Durchführung der Archivolten. Hinwieder giebt es auch einige ravennatische Kirchen, die infolge ihrer eingeschlossenen Situation fensterlos geblieben sind. — Eine ausnahmsweise schon Anfang saec. 9 befensterte römische Apsis war die der Lateranskirche; in Sta. Maria maggiore und Sta. Maria in Trastevere erst aus dem hohen Mittelalter.

Um eine richtige Vorstellung von der Totalwirkung der Beleuchtung zu gewinnen, muss schon hier die Art des Fensterverschlusses in

¹⁾ Eine Ausnahme (ob von Anfang an?) macht der S. Peter, wo zufolge einer Nachricht des 9. saec. auf jeder Seite elf Fenster, also erst nach jedem zweiten Säulenintervall; allerdings die letzteren hier besonders eng.



Rücksicht gezogen werden. Dass der Gebrauch des Glases zu diesem Zwecke wie dem Altertum so auch der christlichen Zeit nicht unbekannt war, kann nach häufigen Erwähnungen der Schriftsteller nicht bezweifelt werden; nicht minder aber auch, dass derselbe nur ein beschränkter und ein Reservatrecht des höchsten Luxus gewesen. Im allgemeinen ist die Methode der Befensterung in den südlichen Ländern jetzt und bis ins hohe Mittelalter dieselbe wie im ganzen Altertum schon von Aegypterzeiten her. Dünne Steintafeln werden in die Falze des Gewändes eingelassen und eine Menge kleiner Bohrlöcher so über sie verteilt, dass einerseits dem Regen das Eindringen verwehrt, andererseits einem genügenden Quantum von Licht es gestattet wird. In Gegenden, die passenden Steinmaterials entbehrten, kamen analoge Holzgitter zur Verwendung.

Vereinzelte Ueberbleibsel solcher Verschlüsse (*transennae*) sind noch in allen Mittelmeerlandern zu finden. Die Datierung ist im konkreten Falle freilich sehr schwierig. Am gebräuchlichsten scheinen die einfachen siebartigen Muster gewesen zu sein (Taf. 31, Fig. 13, 15), seltener die gitterähnlichen (Fig. 12, 14); mitunter, wo es sich um kleinere dem Auge näherstehende Oeffnungen handelte, kunstvollere Dessins, auch aus Bronze. Lediglich als Füllung solcher durchbrochener Transennen haben wir uns das Glas — und auch so nur selten — verwendet zu denken. Sonst mussten transparente Gipse zum Ersatz dienen. Die grosse Masse der Fenster aber hat einen solchen zweiten Verschluss wohl nie erhalten. Etwaniger Belästigung durch Zugluft (die ohnedies nur von den Seitenschiffen her zu befürchten war) mochten Teppiche abhelfen. In Torcello sieht man noch bewegliche steinerne Fensterläden.

Keineswegs ist das antike und frühmittelalterliche Befensterungssystem ein unvollkommenes. Wenigstens nicht für die Länder des Südens. Vermöge der durchdringenden Kraft der südlichen Sonne war die Beleuchtung noch immer eine reichliche, aber zugleich in einer Weise sanft gebrochen und verdämmert, die vielleicht ebenso sehr vor der brennenden Pracht der mittelalterlichen Glasgemälde wie gewiss vor der profanen Helligkeit der farblosen grossscheibigen modernen Fenster — als Faktor der architektonischen Harmonie beurteilt — den Vorzug verdient. Endlich sei zu bemerken erlaubt, dass die heute von den meisten Kircheninterieurs unzertrennliche spezifische Dumpfheit der Luft den altchristlichen, dank der von den Transennen besorgten Ventilation, unbekannt gewesen sein wird.

Beschreibung der Tafeln.

Zur Vorgeschichte der Basilika.

Tafel 15.

1. Griechisches Haus nach Vitruv. Grundriss.
2. Pompeji: Haus des Sallustius. Grundriss. — Mazois.
3. *Rom, Palatin: Saal im Palaste Domitians. Grundriss. — Bezold.
4. Dasselbe: Gesamtgruppe in kleinerem Massstab. — Lanciani und Visconti.
5. Zwei Häuser aus dem römischen Stadtplan. — Jordan.
- 6, 7. *Zwei Säle aus der Villa Hadrians bei Tivoli. Grundriss. — Bezold.
8. Pompeji: Haus des Epidius Rufus. Grundriss. — Fiorelli.
9. Pompeji: Haus des Pansa. Grundriss. — Mazois.
10. Rom: Basilika des Junius Bassus (St. Andrea in Barbara). Grundriss. — Ciampini.
11. *Rom: Sta. Balbina. Grundriss, links des unteren, rechts des oberen Geschosses. — Dehio.
12. Rom: Sta. Croce in Gerusalemme. Grundriss. — Hübsch. — Das Schwarze bezeichnet die antiken Bauteile, das Schraffierte den christlichen Einbau; rechts der gegenwärtige Zustand seit dem Umbau von a. 1743.
13. Bronze-Lampe, in Afrika gefunden. — Sammlung Basilewsky zu Paris. — De Rossi, Bull. crist. 1866.
14. Architektur-Hintergrund auf einem Mosaikbilde in S. Georgios zu Thessalonica. — Texier et Pullan.
15. *Restaurierte Ansicht eines Atrium tuscanicum.
- 16, 17. *Desgleichen eines Atrium displuviatum.

Grundrisse.

Tafel 16.

1. Rom: Sta. Prassede. — saec. 9. — Bunsen, Dehio.
2. Parenzo: Kathedrale. — saec. 7. — Lohde bei Erbkam.
3. Rom: S. Clemente. — saec. 12. — Bunsen, Hübsch.
4. Rom: S. Lorenzo fuori le mura. — Der hintere östliche Teil saec. 4 u. 6; die Fundamente der alten nach Westen gerichteten Apsis durch zwei Striche angedeutet; die Vorderkirche saec. 12. — Bunsen, Hübsch.
5. Ravenna: San Martino (St. Apollinare nuovo). — saec. 6. — Hübsch, Bezold.
6. *Ravenna: Sant' Agata. — saec. 6. — Bezold.
7. *Ravenna: Sto. Spirito. — saec. 5—6. — Auf der Südseite Spuren einer offenen Säulenstellung. — Bezold, Ricci.
8. Ravenna: St. Apollinare in Classe. — saec. 6. — Links Grundriss der Krypta. — Dartein.

Tafel 16.

9. Rom: *Sta. Maria in Cosmedin*. — saec. ?. — Bunsen, Hübsch, Gailhabaud.
10. Novara: *Kathedrale*. — Vier Bauperioden: Baptisterium und Vorhof altchristlich, Schiff frühromanisch flachgedeckt (links, restauriert), spätromanisch eingewölbt (rechts), Querschiff und Chor gotisch. Der ganze Bau kürzlich abgebrochen. — Osten.

Tafel 17.

1. Rom: *Basilica Ostiensis (S. Paolo fuori le mura)*. — saec. 4, 5. — Bunsen, Hübsch.
2. Campagna di Roma: *Sta. Sforosa*. — Im Osten Cōmeterialzelle, vorkonstantinisch; die Basilika saec. 4. — De Rossi: Bull. crist.
3. Rom: *Sant' Agnese f. l. m.* — saec. 7. — Bunsen, Hübsch.
4. Ravenna: *Basilica Ursiciana*. — saec. 5. — Buonarotti.
5. Rom: *S. Pietro in vincoli*. — saec. 5. — Hübsch, Dehio.
6. Rom: *Sta. Maria maggiore*. — saec. 4. — Apsis und Vorhalle saec. 13. — Bunsen, Amboen und Altäre nach de Angelis.
7. Bethlehem: *Marienkirche*. — saec. 4, Ostbau saec. 6. — De Vogué.

Tafel 18.

- 1, 2. Rom: *Basilica Vaticana Sancti Petri*. — saec. 4. — Anfang saec. 16 abgebrochen. Die schraffierten Teile Anbauten aus verschiedenen Jahrhunderten. — Zeichnungen und Masse des saec. 16 gesammelt von Alfarani (Handschrift der vatikanischen Bibliothek); danach Fontana, Ciampini, Bunsen u. a. m.; für den Grundriss zu vergleichen eine Skizze von Bramante bei Geymüller: Entwürfe zum S. Peter. Die Angaben über den Aufbau nur summarisch. Der Lichtgaden saec. 14(?) erneuert, mit gotischen Fenstern versehen (vgl. Taf. 21, Fig. 3) und erhöht; auf unserer Zeichnung im ursprünglichen Sinne vermutungsweise restauriert (vgl. oben S. 109 Anm.).

*Schnitte und Systeme.***Tafel 19.**

1. *Rom: *Sta. Maria maggiore*. — System des Hauptschiffes. — saec. 4 und 5. Von der Dekoration alt: der Fries und die rechteckigen mosaikierten Felder darüber; das übrige jetzt durch Renaissancedekoration verdrängt, auch jedes zweite Fenster zugemauert. — Dehio, Photographie.
2. Dasselbe im Querschnitt. — Dehio, Hübsch.
3. *Ravenna: *S. Martino (Sant' Apollinare nuovo)*. — saec. 6. — Bezold, Photographie.

Tafel 20.

- 1, 2. Rom: *S. Pietro in vincoli* (restauriert). — saec. 5. — Hübsch.

Tafel 20.

- 3, 4. Ravenna: *Sant' Apollinare in Classe*. — saec. 6. — Hübsch. — Der Fussboden gegenwärtig um 12 c aufgeschüttet, vgl. das Detail Taf. 31, Fig. 2.

Tafel 21.

1. Rom: *S. Paolo fuori le mura*. Querschnitt mit Perspektive. — saec. 4, 5. — Bearbeitet nach den geometrischen Aufnahmen von Hübsch und der Ansicht bei Piranesi.
2. Rom: *S. Lorenzo fuori le mura*. Ansicht der Westfassade. — saec. 13. — Nach Photographie.
3. Rom: *S. Pietro in Vaticano*. Querschnitt durch das Atrium. — saec. 4, die Fassade saec. 13 restauriert. — Fontana.

Tafel 22.

1. *Rom: *Sta. Balbina*. Querschnitt. — Dehio.
2. Rom: *S. Clemente*. Teil des Längenschnittes. — Starke Aufhöhung des Terrains durch Ruinenschutt. Zuunterst altrömisches Quadermauerwerk; darüber christliche Basilika von unbestimmtem, wahrscheinlich hohem Alter; zuletzt der aktuelle Bau, nach der Verwüstung Roms durch Robert Guiscard in kleineren Massen wieder aufgebaut a. 1099—1118; das gegenwärtige Strassenniveau wiederum aufgehöht um c. 2 m. — De Rossi, Bull. crist.
3. Parenzo: *Kathedrale*. Querschnitt durch das Atrium. — saec. 6, mit späteren Ueberarbeitungen. — Lohde bei Erbkam.
4. Thessalonica: *Hagios Demetrios*. — saec. 5—6. — Texier et Pullan.
5. Rom: *S. Lorenzo fuori le mura, Ostbau*. Querschnitt. — saec. 6, Ende; der Einbau aus saec. 13 auf unserer Zeichnung weggeräumt. — Lenoir, Hübsch, Photographie.
6. Rom: *Sta. Agnese fuori le mura*. Querschnitt mit Perspektive. — saec. 7. — Bearbeitet nach Bunsen, Hübsch.

Tafel 23.

1. *Rom: *Sta. Maria maggiore*. Innenperspektive. Vgl. Grundriss Taf. 17, Fig. 6, Schnitte Taf. 19, Fig. 1, 2, und was dort über die Wanddekoration gesagt; an Stelle des gegenwärtigen barocken Hochaltars haben wir einen stilgerechten nach S. Clemente eingezeichnet; die durch die moderne Restauration gleichfalls entfernten, bei de Angelis abgebildeten Nebenaltäre und Ambonen haben wir nicht benutzt, da sie nicht die ursprünglichen, sondern aus saec. 14; dagegen beliessen wir die schöne Renaissancedecke (angeblich von Giuliano da Sangallo, Ende saec. 15), welche in der Wirkung von der ursprünglichen nicht allzuweit sich entfernen wird. — Bearbeitet nach Piranesi, Bunsen, und Photographie.